

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 16.

Gottschee, am 19. August.

Jahrgang 1910.

Stets die Wahrheit.

Wohl im Leben gibt's
Trug und falschen Schein,
Kannst ja keinem sehen
Bis in's Herz hinein.

Daß sie alle lügen,
Lügen immerzu;
Spricht auch keiner Wahrheit,
Wahrheit sprich doch du.

Daß sie alle täuschen
Durch Verrat und List,
Zeig' nur du dich immer
Stets so, wie du bist.

Heil Dir, Jubelkaiser!

Die Völker Österreichs ohne Unterschied der Sprache und des Glaubens rüsten sich, um in feierlicher Weise am 18. August das 80. Geburtsfest unseres Monarchen, des nun schon 62 Jahre ruhmvoll regierenden Kaisers Franz Josef I. zu begehen.

Wenn hohes Alter an und für sich schon ehrwürdig ist, so ist es noch ehrwürdiger bei Eltern, am ehrfurchtsgebietendsten aber bei unserem 80 Jahre alten Landesvater, der allgemein geliebt und verehrt, trotz seines hohen Alters mit milder, aber kräftiger Hand die Geschicke seines Landes und der Völker lenkt, der nicht nur ein milder Vater seiner Untertanen ist, sondern auch wie ein Vater unter den Fürsten Europas erscheint, dessen ehrfurchtsgebietendes Wesen und Alter oft einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Geschichte ganz Europas ausübt.

Große Wandlungen haben sich in der

schon viel über ein Lebensalter währenden Regierungszeit des Jubelmonarchen abgespielt.

Es war eine traurige Zeit, als seinem Onkel Ferdinand dem Gütigen die Krone zu schwer wurde. In allen europäischen Staaten stand das Volk auf, um sich die Freiheit, die es



Kaiser Franz Josef I.

damals nicht besaß, zu erkämpfen. Auch in Österreich tobte der Aufstand, in Ungarn war offene Revolution ausgebrochen, im Süden stand der Feind vor den Toren. Da war es der mutvolle, erst 18jährige Jüngling, der mit kräftiger Hand die Zügel der Reichsregierung ergriff. Er gab seinen Völkern die so ersehnte Freiheit, hob die Robot auf. Das Volk aber, das dieses Geschenk nicht an-

zuwenden mußte, mißbrauchte diese Freiheit, es wandte sie vielfach schlecht an, so daß heute noch die Bevölkerung Österreichs unter der vielfach falsch verstandenen Freiheit zu leiden hat. — Die aufständischen Ungarn und der Feind im Süden wurden im offenen Kriege geschlagen, und alle Welt blickte bewundernd zu dem edlen Herrscher auf, der in den nun folgenden Friedensjahren seine ganze Kraft der wirtschaftlichen und kulturellen Hebung seiner Völker widmete.

Ein Freudentag war es für ganz Österreich, als der jugendliche Kaiser im Jahre 1854 die „Rose aus dem Bayernlande“, die bayerische Prinzessin Elisabeth erkor, mit ihm die zahlreichen Freuden aber noch viel mannigfaltigeren Leiden, die die Krone in sich birgt, zu teilen. Aber nicht lange währten die Friedenszeiten, nur zu bald mußte der edle Monarch, zu dessen hervorragendsten Eigenschaften seine Friedensliebe gehört, seine Völker abermals zu den Waffen rufen. Die Kriegsjahre 1859 und das unglückliche 66er Jahr, sowie die 1878 durchgeführte Besetzung von Bosnien und der Herzegowina schlugen seinen Völkern tiefe Wunden, noch tiefere aber seinem Vaterherzen. Aber immer wieder sehen wir den Monarchen, kaum daß das unheilbringende Schwert verwahrt ist, bemüht, diese Wunden durch Förderung von Industrie, Handel und Gewerbe zu heilen.

Wir sehen ihn auch nicht wanken in seinem rastlosen Bemühen, seinen Völkern zu helfen, wenn große Elementar-

ereignisse Leben und Wohlstand seiner Untertanen vernichteten. Der Ringtheaterbrand, die verheerenden Überschwemmungen in Debreczin, Wien u. s. w., Erdbeben, Seuchen und Feuersbrünste, sowie andere Elementarereignisse gaben und geben ihm auch heute noch immer Gelegenheit, helfend einzugreifen; wie oft erschien er in früheren Jahren selbst am Schauplatze verheerender Katastrophen, wie oft ist er der erste, der aus Privatmitteln große Summen spendet, um die Not zu lindern, durch sein Beispiel auch andere anfeuernd, den Unglücklichen zu helfen.

Gerade er weiß ja, wie weh Unglück tut. Denn nur wenige Herrscher dürfte es geben, die so oft aus dem Kelche des Leidens trinken mußten, wie der erhabene Jubelgreis.

Wie oft sah er seine besten Absichten verkannt, wie mußte es ihn schmerzen, wenn ruchlose Verbrecher die Hand gegen sein geheiligtes, nur dem Wohle seiner Völker geweihtes Leben erhoben! Wie tief wurde sein Vaterherz verwundet, als er durch die Schreckenstat in Meherling seinen einzigen Sohn, den Erben der Habsburgerkrone verlor! Er aber blieb stark, er brach nicht zusammen. Was mag er an jenem unglückseligen Septembertage des Jahres 1898 gelitten haben, als ihn die Schreckensnachricht von der ruchlosen Tat jenes Glenden, der den Mordstahl gegen die Kaiserin erhoben, erreichte? — Er gab sich nicht nutzloser Trauer hin, in Arbeit und stetem Wohltun suchte er Trost und Stärkung.

Keinem unmittelbaren Leibeserben kann er zwar den altehrwürdigen Thron übergeben. Aber das Beispiel, das er gegeben, und heute, in einem Alter, wo jeder andere, der dieses Alter erreicht, sich längst der Ruhe und dem stillen Genießen hingegeben, noch immer gibt durch seinen unermüdlischen Pflichteifer und regen Arbeitsgeist, es ist das Schönste und Beste, was er seinen Landeskindern geben kann.

Und so jubeln die Völker Österreichs ihrem greisen Herrscher, der wie eine Eiche trotz seines hohen Alters ungebeugt an Körper und Geist dasteht, zu dem seltenen Feste zu, erbitten von Gott reichsten Segen für ihn und sein Land. Nicht rauschende Festlichkeiten werden der Freude der Bevölkerung Ausdruck geben, nach dem Willen des erhabenen Monarchen wird vielmehr durch Akte der Wohltätigkeit dieser selten schöne Tag gefeiert werden. Große

Stiftungen werden gemacht, damit auch spätere Generationen an den Jubeltag des greisen Friedenskaisers erinnern werden.

Möge es ihm, der seinen Völkern immer Frieden und Glück geben wollte, gegönnt sein, auch noch jenen schönen, von ihm und jedem ehrlichen Vaterlandsfreunde sehnluchst herbeigewünschten Tag zu erleben, an dem der Friede einkehrt zwischen den österreichischen Völkern! Möge er noch die Beendigung jenes unglückseligen Krieges erleben, der unserem schönen Vaterlande und seinen Bewohnern so tiefe Wunden geschlagen, dann wird wohl sein sehlichster Wunsch erfüllt sein: ein, durch den Fleiß seiner Bewohner und durch Liebe und Eintracht unter denselben geeintes, durch diese Einigkeit nach innen und außen glückliches und mächtiges Österreich!

Wenn Tausende von ehernen Zungen den Anbruch des schönen Tages verkünden werden, wenn die ehernen Schlände der Kanonen zu Ehren des Tages donnern werden, dann wird auch aus dem Herzen von Millionen und Millionen getreuen Landeskindern das Gebet zum König der Könige steigen:

**Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!**

Teil am Leben.

Wem fremdes Leiden nie den Sinn ge-
trübt,
Wer nur sich selbst versteht, sich selber
liebt,
Und stets will einsam seine Straßen
fahren,
Der mag sich wohl vor manchem Weh be-
wahren;
Und doch nicht gut ist's um sein Glück be-
stellt.
Nur wer als Mensch dem Menschen sich
gesellt,
Für and're schaffen, ringen kann und —
beben,
Nur der hat Teil am vollen, ganzen
Leben.

Das Hausierverbot.

Der gegenwärtige Handelsminister Dr. Weiskirchner hat zum Schutze der sekhafsten Wiener Gewerbetreibenden für Wien ein Hausierverbot erlassen, und dadurch einen jahrzehntelangen, in jeder Versammlung ausgesprochenen Wunsch der Gewerbetreibenden erfüllt. Die liberalen und jüdischen Zeitungen greifen den Handelsminister deshalb heftig an, weil er durch den Erlaß angeblich Hunderte von armen jüdischen Hausierern um ihr Brot gebracht habe.

Wenn diese Zeitungen aber ehrlich sein wollten, müßten sie ihren Lesern mitteilen, daß nur die vorzeitige Vertagung des Parlamentes eine allgemeine Einschränkung des Hausierwesens verhindert hat. Denn, daß im allgemeinen heute das Hausierwesen, besonders in größeren Städten, nicht nur ein ungeheurer Schaden für den Gewerbestand ist, sondern durch denselben die gesamte Bevölkerung geschädigt wird, liegt auf der Hand. Das Hausierwesen ist heute, besonders in großen Städten, in einer Weise ausgeartet, daß ein Eingreifen unbedingt notwendig war.

Während auf dem Lande, wo manche Gegenstände überhaupt nicht, oder nur mit großem Zeitverlust herbeigeschafft werden können, ein ehrliches Hausierwesen gewiß am Platze ist und auch durchaus nicht so bald verschwinden wird, liegen die Verhältnisse in einer Großstadt, wo sich ein Verkaufsladen an den anderen reiht, eben anders. Der Städter bekommt jeden Augenblick das, was er gerade braucht, zu kaufen, und hat außerdem in einem Kaufgeschäfte noch die Möglichkeit, den betreffenden Gegenstand in einer, ihm gerade zusagenden Güte zu erwerben, während er beim Hausierer in den meisten Fällen eine Poselware teurer kaufen muß, als er sie in jedem Geschäfte hätte.

Es ist interessant, daß der große Sozialpolitiker Freiherr von Vogelsang schon vor 30 Jahren über diese Ausartung des Hausierwesens klagte. Er schrieb:

„Was in stabilen Geschäften sich doch nicht so leicht an den Mann bringen läßt, das geht im Wege des Hausierhandels flott weg; derselbe bildet den Abzugskanal für abgelegene, unbrauchbare, minderwertige, eigens für den Hausierer fabrikierte, verschleppte, bei Konkursen beiseite geschaffte und andere Waren, die nicht selten noch bedenklicherer Herkunft sind.“

Während der Hausierhandel nur dann eine Existenzberechtigung hat, wenn er den Bewohnern entlegener Dörfer und Einödhöfe dient, welche sich auf andere Weise mit unverhältnismäßigem Zeitverluste einzelne, zum Bedürfnisse gewordene Waren beschaffen können, ist das Hausierwesen dahin ausgeartet, daß selbst in der Stadt Wien, wo Kaufgewölbe sich an Kaufgewölbe reiht, das Publikum von Hausierern belästigt wird. Daß dies nur zum Schaden der angesehnen Kaufleute geschehen kann, die hohe Mietzinse, Steuer und andere Regieauslagen tragen müssen, liegt auf der Hand. Der moderne Hausierhandel ist jetzt kaum noch etwas anderes, als ein Mittel, das Publikum mit Poselwaren zu betrogen.“

Daß der aus der christlichsozialen Partei hervorgegangene Handelsminister aus dem christlichsozialen Programme, welches Schutz der ehrlichen Arbeit verlangt, auch die Konsequenzen zieht, und deshalb auch den Hausierhandel in Wien, wo der Gewerbestand durch Regie u. Steuern ohnehin hoch belastet ist, verbot,

Zeitgeschichten.

wird jeder ehrliche Volksfreund nur begrüßen können. Denn es geht doch nicht an, daß jüdische Hausierer auch weiterhin das Recht haben sollen, den Gewerbestand zu vernichten und dabei noch — die Käufer zu betrügen.

Allerdings würden durch ein allgemeines Hausierverbot, besonders in den Sudetenländern, auch Tausende von ehrlichen Männern, die oft ihre selbsterzeugten Waren von Haus zu Haus zu verkaufen trachten, getroffen werden. Es wird deshalb wohl Aufgabe der Volksvertreter sein, die dem Parlamente zugehende Regierungsvorlage über die Einschränkung des Hausierhandels genau zu prüfen, damit nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird, d. h. damit nicht auch durch diese Einschränkung Hunderte von ehrlichen Arbeitern, die ihre Waren selbst an den Mann zu bringen trachten, zu Grunde gerichtet werden.

Dieser Wunsch dürfte um so leichter zu erfüllen gehen, als nach dem, was bis jetzt in dieser Angelegenheit in die Öffentlichkeit gedrungen ist, die einzelnen Kronländer das Recht erhalten sollen, für das ganze Land, einzelne Bezirke oder bestimmte Ortschaften das Hausieren zu verbieten oder zu gestatten. Auf diese Weise wird es möglich sein, die schädlichen Auswüchse zu beseitigen, ohne dem ehrlichen arbeitenden Volke einen Schaden zuzufügen.

Selbstverständlich werden die maßgebenden Behörden auch darauf Rücksicht nehmen müssen, für welche Landgemeinden eine Hausierbewilligung zu erteilen sein wird, wenn nach Lage der Dinge die Bewohnererschaft auf die Hausierer angewiesen ist.

Wir sehen also, daß durch das Hausierverbot und die zu gewärtigende Einschränkung des Hausierwesens überhaupt keineswegs eine ganze Bevölkerungsschicht um ihren Verdienst gebracht werden soll; es sollen bloß die ungesunden Auswüchse beseitigt werden, welche den Gewerbestand u. nicht in letzter Linie die Käufer selbst auf das empfindlichste schädigen.

Abendläuten.

Aus dem fernen Tal ob des Waldes
Saum
Ertönen die Glocken im leisen Traum,
Sie singen und schwingen wohl auf und
zu,
Sie läuten den Tag zu seiner Ruh.

Und läuten sie ein die stille Nacht,
Das hat mir das Herz so weich gemacht,
Weil all meiner Jugend Leid und Freud'
Erwachtet in ihrem Abendgeläut!

Die Seele auf zum Sternensaal,
Den Himmelsfrieden ins Erdental,
Den Fremdling heim ins Vaterhaus,
Das läuten die Glocken ein und aus.

— **Eine interessante Begegnung.** Eine Gesellschaft katholischer Lehrer und Lehrerinnen Österreichs hatte eine Pilgerfahrt unternommen und kamen auch nach San Sebastian. Auf offener Straße wurde die Reisetilnehmerin Frau Marie Then-Klement aus Wien von einer eleganten Dame angesprochen und befragt, ob die Reisegesellschaft aus Österreich stamme. Als diese Frage bejaht worden war, wollte sich Frau Then-Klement entfernen, wurde aber von der Dame mit den Worten zurückgehalten: „Sie kennen mich nicht? Ich bin Königin Christine von Spanien.“ — Auf die ehrfurchtsvolle Begrüßung lud die Königin-Witwe die ganze Gesellschaft in ihr Schloß ein, führte sie selbst in dem Schloß und in den Gärten herum und wollte sie auch bewirten, was jedoch aus Mangel an Zeit dankend abgelehnt werden mußte. — Königin Christine stellte auch den Österreichern ihre Enkelkinder vor und bemerkte, daß der vierjährige Prinz Jakob eben seinen Geburtstag feiere. Die Reisetilnehmer gratulierten und brachten ein dreifaches Hoch auf den kleinen Prinzen aus, der, freudig lächelnd, durch Salutieren dankte. Sodann wurden die Gäste von der Königin-Witwe in leutseligster Weise verabschiedet.

Blitzschlag und Großfeuer. Nach einer Nachricht aus Paris ist die Ortschaft Loumonna (Senegal) durch einen Blitzschlag völlig eingeäschert worden. 27 Personen, darunter drei Europäer, sind in den Flammen umgekommen. 18 Personen, darunter 12 Europäer, erlitten schwere Brandwunden.

— **Eine Seltenheit.** Beim Kreisturnfest in Wismar saßen am Abend ein paar trinkfeste Hamburger Turner beim Grog. Als die dritte Runde bestellt wurde, kam der Wirt, ein echter Mecklenburger, zu seinen Gästen und meinte: „Jetzt mache ich keinen Grog mehr, denn ich habe keine Lust mehr dazu. Es wird auch Zeit, daß ihr aufhört, denn ihr habt alle schon genug. Ihr sauft ja den Grog toller, als mein Schwein frißt!“ Sprach's und ging ruhigen Schrittes von dannen. Ein donnerndes „Gut Heil!“ der anwesenden Turner wurde dem hiederen Wirt für diese Abstinenzrede nachgesandt.

— **Mit gleicher Münze.** Aus Halle a. S. wird berichtet: Bei einem hiesigen Wohltätigkeitsfeste übernahmen die Veranstalter, Herren der Gesellschaft, den Karten-Vorverkauf selbst. Sie saßen an einem Tisch in dem separierten Zimmer eines Hotels, nahmen das Geld in Empfang und stellten die Karten auf die Namen der Festbesucher aus. Ein Dandy, der für seinen Hochmut und die Überschätzung der eigenen Person bekannt ist, betrat das Zimmer, ging, ohne seinen Hut zu lüften, an den Tisch und bestellte sich eine Karte auf den Namen Baron A. Er warf das Geld auf den Tisch und steckte

die Karte in die Tasche, ohne „danke“ zu sagen. Schon hatte er die Türklinke in der Hand, als ihm ein Herr, dem die Galle übergelaufen war, zurief: „Sie! He! Johann! Sagen Sie Ihrem Herrn Baron, er soll in Zukunft seine Diener besser erziehen!“ Schallendes Gelächter folgte dem verletzten Baron, der es vorzog, das Fest nicht zu besuchen.

— **Ein internationaler Falschspieler.** Ludwig Horvath aus Güns in Ungarn wurde unlängst wegen falschen Spielens von der Berner Polizei verhaftet. Der Spieler entstammt einer vornehmen ungarischen Familie. Horvath war Zögling des Theresianums und vergebendete sein mehrere hunderttausend Kronen betragendes Erbe in kürzester Zeit. Er tummelt sich an sämtlichen internationalen Spielplätzen herum. Er gibt sich stets für einen Baron und Großgrundbesitzer aus und ist der internationalen Polizei als „Baron Horvath“ bekannt. Abgesehen von seinem eleganten Auftreten imponiert er in gewissen Kreisen durch seine Kenntnis der Geschichte fast sämtlicher Adelsgeschlechter Europas. Infolge seines langjährigen Verkehrs mit jungen Aristokraten und Offizieren, deren Bekanntschaft er zumeist am Spieltische gemacht hat, kannte er auch die privaten Verhältnisse vornehmer Persönlichkeiten. Dies machte es ihm möglich, sich immer wieder in die exklusivsten Kreise Eingang zu verschaffen. Vor mehreren Jahren hat Horvath in Wiesbaden in einer einzigen Nacht 200 000 Mk. erbeutet und sich mit dieser Summe nach Pest zurückgezogen. Schon nach vier Monaten hatte er auch diese Summe verjubelt, worauf er die Flucht ergriff. Im Vorjahre wurde Horvath von einem französischen Gericht zu mehrmonatlicher Freiheitsstrafe verurteilt. Nachdem er freigelassen wurde, vermochte er sich nur kurze Zeit der internationalen Polizei zu entziehen, bei der er jetzt schon zu gut bekannt ist.

— **Polizeiliche Aufsicht.** Aus dem schönen Ungarland wird zur Beleuchtung dortiger Verhältnisse nachstehender Vorfall mitgeteilt. In den Spielsälen von Bartfeld — und deren sind nicht wenige — geht es doch nicht immer lustig her. Was stets der Fall ist, wenn einer der Spieler sein ganzes Vermögen verloren. In dieser keineswegs beneidenswerten Situation befand sich unlängst ein angesehenener Kaufmann, der nach dreitägigem Bakkarat seinen letzten Heller auf den grünen Tisch gelegt hatte. In seiner Verzweiflung tat er, was vor ihm viele getan, die das Spiel ruiniert hatte: er bat den Bankhalter um ein Darlehen. Der aber schlug diese Bitte rundweg ab mit der Motivierung, daß bereits alle Kurgäste seine Schuldner seien, worauf der geplünderte Kaufmann in seiner Erregung mit der Anzeige an die Polizei drohte. Ruhig stand da der Bankhalter von seinem Plaze auf und sagte: „Die Polizei bin ich, mein Name ist Polizeikommissär Barcs.“ Sprach's u. schlug sich seitwärts zwischen die Tische.

Eine einzige Tochter.

Novelle von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Heemstede.

(Fortsetzung.)

„Diese Zerstreuung ist mir sehr willkommen. Mir war gestern sonderbar zumute. Ich hatte mich in der Fabrik geärgert und sah mich genötigt, ein paar unverbesserliche Laugenichtse wegzujagen, trotz des Gejammers ihrer Angehörigen. Ich habe hier eine Kleinigkeit, Herr Pfarrer, die Sie gelegentlich der Frau Alida geben wollen. Die Not wird da früher eintreffen als bei den andern. Doch um auf mein eigenes Ich zurückzukommen: ich fand im Schloß das Oberste zu unterst gefehrt, dank dem überdienstfertigen Fräulein Klipper, u. dann hatte ich nichts besonders Wichtiges zu tun, so daß ich ins Grübeln verfiel. Das ist das Verkehrteste, was es für mich gibt. Ich bin eine sonderbare Natur, immer muß ich in Bewegung sein. Komme ich zur Ruhe, so fühle ich mich verlassen. Ich habe Sorge vor der Zukunft, Herr Pfarrer! Was wird aus mir werden, wenn ich mich zur Ruhe setze, wenn das Alter mich an der gewohnten Tätigkeit hindert?“

„Keine Sorgen vor der Zeit, mein Freund! Überlassen Sie es dem lieben Gott, der am besten weiß, was uns heilsam ist.“

„O ja! Aber ich bin leider nicht so vollkommen. Von Natur schwermütig, sinne ich zuviel über die Zukunft nach, und diese Gedanken verursachen mir schlaflose Nächte. Ich muß daran denken, mir einen Erben aufzusuchen, ich möchte nicht, daß mein Werk nach meinem Tode zerfiele, und es wäre gewiß auch zu beklagen. Ich habe heute Nacht darüber nachgedacht und bin mir darüber schon im klaren, wen ich am liebsten als Nachfolger hätte; doch will ich ihn durch feste Bande an mich fesseln.“

Der Pfarrer horchte aufmerksam.

„Ich will, daß er durch eine Ehe mir alles verdankt, nicht direkt. Sie erraten schon, wen ich meine. Es ist der junge Ingenieur von Eiken, den Sie ja auch kennen.“

„Ein tüchtiger, junger Mann, in jeder Hinsicht der Bevorzugung wert. Aber was wollen Sie weiter tun?“

„Was sagen Sie zu Rika Frederiksen?“

„Ich habe Sie Ihnen anempfohlen, und ich glaube nicht, daß Sie mit meiner Wahl unzufrieden sind.“

„Keineswegs! Es ist ein gediegenes Mädchen, welches sich das Vertrauen

und die Liebe der Arbeiterinnen und Kinder zu erwerben wußte, und hätte ich mir je eine Tochter wählen dürfen, so möchte ich sie nicht anders wünschen. Aber wissen Sie etwas Näheres über ihren Vater?“

„Sie müssen bessere Tage gekannt haben.“

„Ja, das sieht man aus allem. Ich möchte mich mit dem Mann in Verbindung setzen und ihn fragen, ob ich seine Tochter adoptieren kann. Dann werde ich sie mit von Eiken bekannt machen, und so bin ich überzeugt, nicht allein, daß meine Fabrik in gute Hände kommt, sondern auch, daß ich dort ein angenehmes Heim haben werde. Wie finden Sie diesen Plan?“

„Nicht übel; nur über einen Punkt bin ich nicht im klaren. Ihr Bruder . . .“

„Was hab' ich mit meinem Bruder zu schaffen? Weiß ich, wo er sich herumtreibt? Achtet er es der Mühe wert, einen Schritt zur Versöhnung zu tun? Ich kann doch nicht zu ihm gehen und sagen: bitte Friß, willst Du mir die Ehre erweisen, mein Erbe zu werden? Ha, ha!“

„Und wenn er sich Ihnen vielleicht nahen wollte, würden Sie ihm das nicht als Egoismus anrechnen?“

„Möglich! Ich glaube nicht, daß in meinem Herzen noch ein Groll wegen der Vergangenheit wohnt.“

„O Doornburg, dann wären Sie nicht an Ihrem Bruder wie an einem Unbekannten vorbeigegangen!“

„Ich will mich doch nicht wegwerfen,“ erwiderte Doornburg. „Er ist der jüngste und hat mich noch dazu schwer beleidigt; was könnte mich veranlassen, ihn um Verzeihung zu bitten?“

„Es ist keine Rede von Verzeihung, aber wohl von brüderlicher Aussöhnung; und wie können Sie diese ablehnen, wenn Ihr Bruder sich Ihnen nähern sollte, Sie, der Sie so ganz ein Christ sind, nicht nur in Worten, sondern besonders in Ihren Taten.“

„Herr Pfarrer, hat Friß Ihnen vielleicht aufgetragen, mir dies vorzuhalten?“

„Nein, ich habe ihn nie gesehen, noch je mit ihm gesprochen.“

„Nun, so wollen wir warten, bis er es tut.“

„Und wenn er denn wirklich zu Ihnen käme mit der Bitte um Versöhnung, würden Sie bei Ihrer Weigerung beharren.“

„Ich weiß es nicht. Doch, worüber reden wir! Ich gehe ihm keinen Schritt

entgegen, das steht fest; er hat mich nie brüderlich behandelt.“

„Wie viele Jahre liegen schon dazwischen!“

„Aber durch ihn hat mein Leben eine andere Wendung bekommen. Hätte ich mich damals verheiratet, so wäre ich gewiß ein anderer geworden. Ich wäre nicht, was ich jetzt bin; vielleicht hätte ich mein Weib nicht beglückt, denn ich fühle nur zeitweilig das Bedürfnis der Häuslichkeit. Arbeiten im Großen, das ist's, was mir zusagt; ein ausgedehntes Feld für meine Tätigkeit brauche ich, weitgehende Pläne, vielumfassende Wirksamkeit. Hätte ich mich dadurch meiner Frau entfremdet? Oder hätte sie vielleicht einen solchen Einfluß auf mich bekommen, daß ich ganz anderen Neigungen gefolgt wäre, daß ich mein Glück in einem bescheideneren Kreise, in der Mitte einer geliebten Familie gefunden hätte? Das frage ich mich oft, und ob ich in diesem Falle wohl glücklicher gewesen wäre?“

„Der Mensch folgt nicht dem Wege, der ihn zu diesem oder jenem Stande vollkommenen Glückes führt, sondern jenem, den Gott ihm zur Erreichung seiner Bestimmung angewiesen.“

„Aber hätte Friß mit all den Vorzügen seines adeligen Titels und seinen liebenswürdigen Manieren mir das entreißen müssen, was ich durch viele Arbeit errungen hatte?“

„Wer weiß, wie geringe Schuld er im Grunde daran trägt, wie . . .“

„Herr Pfarrer, reden wir nicht weiter von der Vergangenheit! Das Band des Blutes, das uns umsing, ist zu sehr gelockert und wird nie wieder stark genug sein, uns zu verbinden. Es ist am besten, wir wollen beide für uns dahinleben; er ist ein Mann mit grauen Haaren geworden gleich mir. Folgen wir lieber gesonderten Wegen, und wenn unsere Pfade sich nie mehr kreuzen, so wird das wohl das beste sein, sowohl für ihn als für mich. Nun wären wir angelangt. Tun Sie mir den Gefallen, über meinen Plan nachzudenken, und lassen Sie sich nicht weiter von dem Gedanken an meinen Bruder stören.“

„Es ist also nichts daran zu ändern; könnte kein Schritt seinerseits eine Annäherung zustande bringen?“

„Wenn Sie mir nicht so positiv das Gegenteil versichert hätten, so würde ich wahrlich glauben, daß mein Bruder Sie zum Fürsprecher gewählt habe. Sagen Sie ihm ruhig, wenn dem doch so sein sollte, daß seine Bescheidenheit ihm den einzigen Anspruch auf meine Achtung

gibt. Er wird dafür belohnt werden, sage ich Ihnen im Vertrauen. Herr Pfarrer, da kommt gerade der Zug an; benutzen Sie meinen Wagen für sich und Ihren Freund, denn es ist kein Wetter, um so weit zu gehen."

Der Pfarrer hielt es für angemessen, Margo einiges aus dem Gespräche mitzuteilen.

"Ihr Onkel ist so sehr für Sie eingenommen, daß er sie adoptieren will," begann er.

Eine tiefe Röte bedeckte ihr Angesicht, und ihre Augen glänzten; sie faltete die Hände und sprach bewegt:

"Aber ist es denn noch nicht an der Zeit?"

"Nein!" Ich wollte ihn ausforschen und sprach über Ihren Vater, doch sein Herz blieb wie von Stein. Er würde Ihnen einfach den Laufpaß geben, wenn er diese Intrige, wie er es nennen würde, entdeckte. Daß Ihr Vater keine Schritte zur Versöhnung tut, ist das einzige, was Ihren Onkel bewegt, denselben in seinem Testamente zu bedenken."

"Möchte er das Legat doch für sich behalten. Ach, Herr Pfarrer, was für ein elendes Ding ist dieses Geld! Nicht allein ist es die Seele vieler anscheinend guter Handlungen, sondern es wirft auch auf die besten und uneigennützigsten Gefühle den Schatten der Verdächtigung. Was ist denn zu tun?"

"Warten und beten! Gott hält die Herzen der Menschen in seiner Hand. Unerwartet kann er das Herz Ihres Onkels zum Frieden und zur Versöhnung geneigt machen."

"Mein armer Vater verliert die Geduld, die Winterabende ohne mich werden ihm so lang. Es ist wahr, er hat es jetzt gut, aber — er ist so ganz ein Glücksmensch und an mich gewöhnt. Könnte er wenigstens in B. wohnen, dann wäre ich nicht so weit von ihm entfernt."

"Mut, Mut, mein Kind! Tragt beide dieses Kreuz, damit ihr die Gnade erlanget, die nicht nur euch, sondern auch Ihrem Onkel zum besten sein wird."

Dreizehntes Kapitel.

Gegen Ende des Jahres ging Margo nach Amsterdam, um einige Tage bei ihrem Vater zu verbringen.

Diese Zeit, die sonst für beide so angenehm gewesen wäre, wurde sehr durch einen drohenden Besuch vergällt. Adalbert war nach seiner Rückkehr so in Geschäfte vertieft, daß er kein einziges Mal ein Wort verlauten ließ, ob er noch an die in betreff Rifas gehegten Pläne denke. Er hatte sich bei ihr nach der Adresse

ihres Vaters erkundigt, da er gegen Neujahr nach Amsterdam kommen wollte, um mit ihm Rücksprache zu nehmen. Ihren Schrecken so viel als möglich verbergend, gab sie ihm die Adresse und eilte sofort zum Pfarrer, seinen Rat einzuholen.

"Was sollen wir jetzt beginnen?"

"Keine Umschweife, keine Ausflüchte mehr! Sagen Sie den Leuten, bei denen Sie in Amsterdam wohnen, daß der Herr, der nach einem gewissen Frederiksen fragt, zu Ihnen geführt werden soll, und ist Ihr Onkel einmal da, so bekennen Sie alles."

"O mein Gott, was wird geschehen?"

"Hoffen wir das Beste! Mut! Mut! Wer weiß, wie sehr sein Herz bereits erweicht ist. Gehen Sie ruhig und bereiten Sie Ihren Vater vor."

Mit ängstlichem Herzen sahen Vater und Tochter dem angekündigten Besuch entgegen. Doch es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß Onkel Adalbert kam, und Margo mußte sich von ihrem Vater verabschieden. Sie war sehr trübselig gestimmt, als sie Amsterdam verließ und wieder in B. anlangte. Es war wüstes Wetter; Fräulein Klipper hatte um Erlaubnis gebeten, Rifa im Wagen abzuholen, und es war ihr bewilligt worden. Der Empfang war recht herzlich.

"O wie froh bin ich, Sie wieder zu sehen, Liebste" begann sie. "Doornburg war wie ausgestorben, seit Sie so lange fort waren; ich wußte nicht, daß Sie solch eine Lärmmacherin wären. Und dann kam die Krankheit Herrn Doornburgs noch dazu."

"Herr Doornburg ist krank?"

"O, nicht von Bedeutung. Es war etwas an den Maschinen gebrochen, da hat er sich beim Nachsehen den Fuß verstaucht."

"Und jetzt ist er wieder hergestellt?"

"Gottlob, ja! Er ist nun so weit, daß er zur Fabrik gehen kann, aber meistens bleibt er doch auf seinem Kontor. Er hat zu mir so oft gesagt: Wäre Rifa nur hier!"

Sobald Margo ihrem Onkel begegnete, sagte er:

"Es tut mir leid, daß ich nicht nach Amsterdam kommen konnte, aber ich habe die Adresse bewahrt und werde ein anderes Mal ihren Vater besuchen."

"Sie sind sehr gütig, Herr Doornburg."

"Ich habe meinen David in letzter Zeit oft vermißt," sagte er mit freundlichem Lächeln; "hat Ihr Vater Sie ohne weiteres gehen lassen?"

"Er konnte wohl nicht anders."

"Warum begleitete er Sie nicht?"

"Später wird's vielleicht gehen, aber jetzt noch nicht."

Sie nahm ihre Arbeit wieder auf, und alles hatte einige Wochen den geregelten Lauf, bis ein schlimmer Feind ihre Schülerinnen überfiel. Fast alle wurden nacheinander von den Masern heimgesucht. Das Spital, worin die Kranken aufgenommen wurden, war bald überfull; die Schule wurde wegen Ansteckung aufgelöst und Margo war ohne Beschäftigung. In der Stadt herrschte die Krankheit ebenfalls und es waren nicht genug Krankenwärterinnen zu finden.

"Haben Sie die Masern schon gehabt?" fragte von Doornburg eines Morgens Fräulein Klipper.

"Ich glaube wohl."

"Nun, dann würden Sie mich verbinden, wenn Sie gegen hohen Taglohn die Kranken verpflegen wollten."

"O, Herr Doornburg, das kann Ihr Ernst nicht sein? Es sind doch Leute genug da, die es gern tun werden und die damit umzugehen wissen. Ich kann es nicht."

"Nun, dann lassen Sie es bleiben."

Margo war in einem anderen Zimmer an der Arbeit.

"Wie denken Sie darüber?" fragte er kurz angebunden.

"Ich bin mit Vergnügen dazu bereit," gab sie zur Antwort.

"Nun, so kommen Sie um 12 Uhr zum Spital."

Fräulein Klipper fand es gar nicht schön von Rifa, daß sie sich auf solche Weise bei Herrn Doornburg einzuschmeicheln suchte, aber sie wußte nichts Besseres zu tun, als sich in ihren Schal zu hüllen und stöhnend mit Rifa den Weg zum Spital anzutreten.

"Herr Doornburg besteht so schrecklich auf seinem Willen," sagte sie.

Die Schwestern dort konnten die neue Krankenpflegerin sehr gut verwenden; besonders für die Genesenden war Rifas Erscheinen erwünscht. Sie konnte trefflich mit den unruhigen Kindern umgehen, indem sie ihnen Märchen erzählte und allerlei Dinge aus Papierschnitzel zu falten und zu schneiden mußte, womit sie ihnen die langen Stunden verkürzte. So verging noch ein Monat und die Krankheit war im Abnehmen. Aber damit fiel die größte Last auf Rifas Schultern. Die Schwestern waren abgereist.

Eines Mittags ging Margo von ihrer Wohnung zum Spital; es war ein mildes Wetter und sie hatte keinen Gut

aufgesetzt. Auf halbem Wege begegnete sie Herrn Doornburg.

„Geben Sie mir Ihre Hand,“ sagte er plötzlich.

Erstaunt gehorchte sie. Er umfaßte ihren Puls und lauschte einige Augenblicke mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Gehen Sie unmittelbar nach Hause, Sie sind nicht wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 16. bis 31. August.

16. Dienstag. Rochus, Bek. († 1257); Arnulf, Bisch. († 641). — 17. Mittwoch. Liberatus, Mart. († 483); Paulus und Juliana, Mart. — 18. Donnerstag. Helena, Kaiserin († 328). — 19. Freitag. Ludwig v. Toulouse, Bisch. († 1297); Sebald, Eins. († 710). — 20. Samstag. Bernard, Abt u. Kirchenlehrer († 1153); Stephan, König († 1083). Vollmond um 8 Uhr 11 Min. abd.

21. Sonntag. (14. n. Pfingsten) Evangel. (Matth. 6, 24—33): Jesus lehrt, daß man nicht zwei Herren, die das Entgegengesetzte wollen, zu gleicher Zeit dienen kann. Außerdem warnt er vor zu ängstlicher Sorge für das Irdische. Joachim, Vater der selig. Jungfrau Maria. Johanna Franziska v. Chantal, Witwe u. Ordensstifterin († 1641).

22. Montag. Timotheus, Mart. († 311); Siegfried, Abt. — 23. Dienstag. Philippus Venitius, Ordensmann († 1285). — 24. Mittwoch. Bartholomäus, Apostel († 71). Sonnenaufgang 5 Uhr 3 Min., — Untergang 7 Uhr 0 Min., Tageslänge 13 St. 57 Min. 25. Donnerstag. Ludwig, König († 1272); Patricia, Jungfr. — 26. Freitag. Zephyrin, Papst u. Mart. († 219); Viktor, Bisch. u. Mart. († 950). — 27. Samstag. Josef v. Kalasanz, Ordensstifter († 1648); Goban und Abdelar, Bisch. u. Mart. († 755); Gebhard, Bisch. († 996). Letztes Viertel um 3 Uhr 31 Min. nachm.

28. Sonntag. (15. n. Pfingsten) Evangel. (Luk. 7, 11—16): Jesus erweckt den Jüngling zu Naim vom Tode zum Leben. — Augustinus, Bisch. u. Kirchenlehrer († 430); Hermes, Mart. († 132).

29. Montag. Johannes Enthauptung († 31); Sabina, Jungfr. u. Mart. († 120). — 30. Dienstag. Rosa v. Lima, Jungfr. († 1617); Felix, Mart. — 31. Mittwoch. Raimund, Konnatus, Kardinal († 1240). Sonnenaufgang um 5 Uhr 13 Min., — Untergang 6 Uhr 47 Min., Tageslänge 13 St. 34 Min.

19. August.

Der hl. Ludwig von Toulouse, Bischof, († 1297).

Ein Jüngling an Jahren, ein Königssohn an Würde, ein Engel an Reinheit, ein Kind an Demut, ein Priester, Mönch und Bischof voll heiligen Eifers, ein strenger Büsser voll Tugend, war der hl. Ludwig von Toulouse, der 44. Bischof dieser Stadt. Als erster Sohn des Königs Karl II. von Anjou, Königs von Neapel und Sizilien, zu Brignoles in der Provence 1274 geboren, war er zugleich väterlicherseits mit König Ludwig dem Heiligen von Frankreich und mütterlicherseits mit

der hl. Elisabeth von Thüringen verwandt und gleich diesen einer der größten Heiligen des großen seraphischen Ordens. Ludwig, der in der Kirche vor allem durch eine heroische, demutsvolle Weltentjagung glänzte, fand bereits in seinen Kinderjahren nur an geistigen Dingen gefallen. Diese Vorliebe erhielt während einer fünfjährigen Gefangenschaft in Barzelona, in welche er mit vielen anderen als Geißel für seinen gefangenen Vater abgeführt worden war, stets neue Nahrung. Obgleich hart gehalten, führte er freiwillig ein noch strengeres Leben und wurde durch zwei Franziskaner, die in den philosophischen und theologischen Disziplinen seine Lehrer waren, noch mehr in die Wege Gottes eingeführt und in seiner Weltverachtung bestärkt. Während einer gefährlichen Krankheit machte er für den Fall seiner Wiedergenesung das Gelübde, Franziskaner zu werden. Nach erlangter Gesundheit und Freiheit schlug er 1294 das ihm vom Papst angebotene Erzbistum von Lyon aus, mußte aber aus Gehorsam gegen denselben das Bistum Toulouse annehmen. So wurde er nach Verzichtleistung auf seine Primogeniturrechte im Alter von 22 Jahren zum Priester geweiht, legte noch im nämlichen Jahre, seinem Gelübde getreu, zu Rom Profess ab und empfing im Februar 1297 die Bischofsweihe. Sein kurzer Episkopat war eine ununterbrochene Kette von Wohltun und rastlosem Seeleneifer. Als Bischof wirkte er mit dem Eifer und der Liebe eines Apostels. Jeden Tag speisten 25 Notleidende an seinem Tische, die er selbst und zuweilen sogar auf der Erde kniend, bediente. Sein Vermögen und seine Einkünfte waren für die Armen bestimmt. Alle bewunderten die Bußstrenge, die Milde und die Demut des heiligen Bischofs, der die königliche Würde verachtend, nur Jesus als sein Erbteil verlangte. Denn, so sprach er zu seinem Bruder, als er ihm die Krone abtrat:

„Alein erscheint mir der Balast und das Reich meines Vaters, wenn ich an die geräumigen Wohnungen des Himmels denke, die der Seele bereitet sind, wenn sich der Mensch zu dem erhebt, was über ihm ist. Jesus ist mein Erbteil; besitze ich ihn, so habe ich alles.“ Er trug auch als Bischof den Habit der minderen Brüder und kannte kein heißeres Sehnen, als resignieren zu dürfen. Ein früher Tod stillte dieses Verlangen. Auf der Rückreise von Barzelona, wo er seine königliche Schwester besuchte und eine Kirche konsekriert hatte, erkrankte er und starb auf dem Schlosse Brignoles, erst 23½ Jahre alt, am 19. August 1297. Seine Reliquien wurden in der Minoritenkirche zu Marseille beigesetzt, später aber nach Valenzia in Spanien übertragen und ruhen jetzt noch dort. Bereits 1317 nahm Papst Johannes XII. ihn ins Verzeichnis der Heiligen; sein Fest wird am 19. August gefeiert.

Rechtswunde.

Wie lange müssen bestätigte Rechnungen aufbewahrt werden?

Es kommt häufig vor, daß die abermalige Zahlung einer bereits gezahlten und quittierten Forderung verlangt wird. Häufig liegt die Ursache in irrtümlicher Eintragung oder es wurde die Löschung übersehen. Hat man dann bei einer abermaligen Zahlungsforderung keinen Beleg in der Hand, daß die Schuld bereits beglichen wurde, so muß man unnachlässig nochmals zahlen. Es fragt sich nun, wie lange eine Quittung oder bestätigte Rechnung aufbewahrt werden muß. Bei Gläubigern aus dem Handelsstande, welche gesetzlich zur Führung von Handelsbüchern verpflichtet sind, sind die Rechnungen 10 Jahre aufzubewahren, da die Handelsleute auch verpflichtet sind, durch 10 Jahre ihre Handelsbücher aufzubewahren. Wohl ist nach 10 Jahren die Einforderung von Schulden nicht erloschen, doch wird dann kaum mehr ein Kaufmann mahnen. Alle Rechnungen von anderen Personen, ferner Postaufgabescheine usw. sind die ganze gesetzliche Verjährungsfrist, also durch volle 30 Jahre aufzubewahren. Steuereinforderungen des Staates verjähren schon nach 6 Jahren. Man werfe also bezahlte Rechnungen nicht beiseite. Mancher mußte schwer dafür büßen, daß er saldierte Rechnungen achtlos beiseite geworfen hat. Man wähle eine eigene Lade aus, in welcher nur die bezahlten Rechnungen aufbewahrt werden. Man leiste auch nur dann Zahlung, wenn man eine Quittung hierfür in die Hand bekommt.

Gestolpert.

Der ehemalige verstorbene Präsident von Frankreich, Thiers, besuchte einst, als er noch Minister König Ludwig Philipp's war, Rom. Da bat er auch um eine Audienz bei dem hl. Vater, jedoch nur unter der Bedingung, daß er, weil er Protestant war, sich nicht vor dem Papste niederknien, und ihm auch nicht die Hand küssen dürfe. Gregor XVI., der damals den Stuhl Petri inne hatte, erwiderte, als man ihm die Bitte Thiers vortrug, lächelnd: „Thiers könne es halten, wie er will.“ Thiers trat ein; als er jedoch des hl. Vaters ansichtig ward, sank er in die Knie, und küßte dem Papste den Fuß. Freundlich fragte der hl. Vater: „Herr Minister, sind Sie vielleicht über etwas gestolpert?“ — „Allerdings,“ antwortete Thiers, „über die Größe des Papsttums stolpern wir alle.“ Leider hat sich Thiers nicht daran gehalten, und viele stolpern, und werden noch fallen, aber nicht wie Thiers beim hl. Vater.

Religion.

Als zu Benjamin Franklin, dem die Vereinigten Staaten Nordamerikas sehr viel zu verdanken haben, ein junger Mensch, ein sog. starker Geist, kam, der in seinen Werken die Religion angriff u. über den Wert seines Buches das Urteil

Franklins vernehmen wollte, sagte Franklin zu ihm: „Sie hätten Ihre Talente wohl auf eine unschädlichere Weise verwenden können. Erinnern Sie sich, daß Sie bei uns sind und nicht bei den Gotten-totten, wo der junge Mensch, um in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, seine Mutter schlägt, damit er dadurch seinen Mut zeige. Wenn Sie künftig Gram und Gewissensbisse ersparen wollen, so rate ich Ihnen, dem Tiger dem Maulkorb nicht abzunehmen. Sind die Menschen jetzt schon mit Religion so bössartig, was wird ohne Religion aus ihnen werden? Ich wünsche nicht, daß der Glaube aus der Welt geschafft werde, und am wenigsten möchte ich selbst denselben aus dem Herzen reißen; im Gegenteil sollen wir darauf hinarbeiten, daß er an guten Werken fruchtbar werde.“

Protestantisches Urteil über die Jesuiten.

Der verstorbene Herzog von Braunschweig war ein entschiedener Anhänger des Legitimitätsprinzips, d. h. des Grundsatzes der strengen Gesetzmäßigkeit — weshalb er alle Revolutionäre verabscheute. Aus diesem Grunde war der Herzog, obwohl Protestant, ein großer Freund der Jesuiten. Als sich die ersten Vorböten des Sturmes der Freimaurer gegen den Jesuitenorden in Deutschland bemerkbar machten, erklärte der Herzog vor einer kleineren Gesellschaft, welche er mit einer Einladung beehrt hatte, „er würde, wenn er Herrscher über ein größeres katholisches Land wäre, sich um keinen Preis die Jesuiten nehmen lassen; denn alles, was er über dieselben gelesen, beweiße ihm, daß die Jesuiten ein Bollwerk gegen alle Revolutionen und die festeste Stütze der Throne seien. Daher fingen auch alle Revolutionäre ihr Werk mit der Vertreibung der Jesuiten an.“

Vaterliebe.

Im Jahre 1894 hatten die Waldbrände in Minnesota nicht allein großen materiellen Schaden angerichtet, sondern auch viele Menschenleben gefordert. Manche Opfer mußten beerdigt werden, ohne daß man wußte, wer die Toten waren, weil dieselben so entstellt waren, daß an eine Feststellung nicht gedacht werden konnte. Eines Tages kam ein alter Mann, namens Wm. Goodsell aus Lake County, dorthin, um seinen Sohn zu suchen, der sich zur Zeit der Brände dort aufgehalten hatte und seither spurlos verschwunden war. Mit Hilfe beherzter Männer öffnete der alte Mann alle auffindbaren Gräber, doch schien seine trübselige Arbeit nicht von Erfolg gekrönt zu werden; fast gab er die Hoffnung auf, seinen Sohn unter den Opfern zu finden, als er, etwas nördlich von Hinkley, bei Sunf Lake, auf eine Reihe von Gräbern stieß, die er noch zu untersuchen beschloß. Im vierten Grabe, das er öffnete, befand sich eine ganzlich verkohlte, durchaus nicht identifizierbare Leiche; bei näherer Besichtigung der

letzteren hatte jedoch das Vaterauge den oberen Teil eines Strumpfes an einem Fuß entdeckt, dessen ihm wohlbekanntes Namenszeichen ihm keinen Zweifel übrig ließ, daß er seinen Sohn gefunden habe. Vollständig gebrochen kehrte der alte Mann, nachdem er die verkohlte Leiche in einen mitgebrachten Sarg gelegt hatte, in seine Heimat zurück.

Vom eigenen Haushund zerfleischt.

Vor einigen Tagen überfiel ein Bernhardinerhund, Eigentum des Herrn Rachanski, Hausbesizers und Beamten in Gablik bei Wien, das 10 jährige Mädchen der im selben Hause wohnenden Sommerpartei und verletzte es leicht. Die Herrin des Bernhardiner wollte dem armen Kinde zu Hilfe eilen; doch der Hund warf sich auf Frau Rachanski und zerfleichte ihr den rechten Arm derart, daß er bis zum Knochen bloßgelegt wurde. Nach rascher Anlegung eines Notverbandes wurde die unglückliche Frau nach Wien ins Rudolfs-Hospital überführt, wo ihr die Hand tags darauf amputiert werden mußte. Das Tier wurde sofort erschossen.

Zeitgeschichtchen.

— Ein Brief an den lieben Gott. Ein Postbeamter in Aubonne in der Schweiz fand unlängst beim Sortieren der Briefe, einen, der die Aufschrift trug: „An den lieben Gott!“ Der Beamte öffnete das Schreiben, das folgenden Wortlaut enthielt: „Aubonne, am 17. Juli 1910. Lieber Gott, wir sind ganz trostlos. Warum läßt du die Sonne nicht wieder kommen? Die Großmutter möchte gern vor dem Haus auf der Bank sitzen, wir möchten Heu machen und das Korn ernten, um Brot zu haben, sonst sterben wir im Winter vor Hunger: denke nur, wir können nicht einmal die Kirichen pflücken, weil du es immer regnen läßt. Ich bin dein Kind und liebe dich. Wir werden dich immer lieben und niemals ungehorsam sein; erhöre also unsere Bitte.“

— Erlebnisse eines Scheintoten. Die verschiedenen Nachrichten über schwere Unglücksfälle durch Blitzschlag, die diesen Sommer zu verzeichnen sind, hat einen merkwürdigen Vorfall in Erinnerung gebracht, der sich in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ereignet und den die „Straßb. Post“ mitteilt. In Brandenburg a. S. stand und steht heute noch das sechste Kürassier-Regiment. Ein Offizier dieses Regiments, Leutnant oder Rittmeister v. W., wurde mit seinen Leuten bei einer Übung vor den Stadttoren überrascht und dabei auf dem Pferde vom Blitz getroffen und sehr schwer verbrannt. Sein Tod und die durch das Schmelzen der Metallteile an der Uniform verursachten Wunden wurden mit allen Formlichkeiten festgestellt; die Beerdigung aber, wie das in Militärkreisen überhaupt Sitte ist, wurde durchaus nicht übereilt, sondern man wartete die üblichen drei

bis vier Tage ab und ließ den Sarg erst am Begräbnistag schließen. Die Truppen, unter Kommando eines Rittmeisters, der die Leichenparade kommandierte, traten an; der Sarg sollte im Beisein der Familienmitglieder und des Offizierskorps von den dazu kommandierten Soldaten aufgehoben und fortgetragen werden, als man aus ihm ein ziemlich lautes Rochen vernahm. Im ersten Augenblick war alles gelähmt vor Entsetzen; das Rochen wiederholte sich, und während viele aus dem Zimmer stürzten, um Werkzeug zum Öffnen zu holen, hatte der Schwiegervater den Deckel bereits mit dem Palasch zertrümmert. Herr v. W. lebte. Er richtete sich auf und konnte nach und nach erzählen, daß er nur kurze Zeit nach dem Blitzschlage bewußtlos, dann aber völlig klar, nur unfähig sich zu bewegen oder ein Zeichen zu geben, gewesen sei. Er hatte also die Vorbereitung zu seiner eigenen Beerdigung, ohne sich wehren zu können, miterlebt und so tatsächlich alle Schrecken des Scheintodes an sich durchgemacht. Als Soldat hatte er genau den Gang aller seinen Tod betreffenden Ereignisse und Formlichkeiten verfolgt und sah macht- und bewegungslos seiner Einscharrung entgegen, als gerade im Augenblick des Sargaufnehmens die Lethargie von ihm wich und er sich bemerkbar machen konnte. Das entsetzliche Vorkommnis hat merkwürdiger Weise auf Herrn v. W., der noch 40 Jahre lebte, weder seelisch noch körperlich besonders eingewirkt. Er blieb normal an Leib und Seele, benutzte aber die ihm wiedergeschenkte Lebensfrist dazu, die gesamte Gewitter- und Blitzschlag-Tagespresse auf jedes einschlägige Vorkommnis hin zu kontrollieren. Sobald er von einem vom Blitz Getöteten erfuhr, reiste er, beladen mit Wiederbelebungs-mitteln, die er nach eifrigem Studium der Frage Tod durch Blitz von Ärzten gesammelt hatte, keine Zeit- noch Geldopfer scheuend, an den Ort der Katastrophe und veranlaßte die Angehörigen des Erschlagenen zu den weitestgehenden Maßregeln und Untersuchungen. Erfolge hat der einzig mir bekannte „Scheintote“ aber niemals gehabt.

— Löwen vergiftet. Nach einer Nachricht aus Rom sind die Löwen des Papstes einem Verbrechen zum Opfer gefallen. Bekanntlich hatte der Papst von dem verstorbenen Regus Menelik von Abessinien junge Löwen zum Geschenk erhalten, die in einem Zwinger in den vatikanischen Gärten untergebracht und vom Papste häufig auf seinen Spaziergängen besucht wurden. Vor einiger Zeit wurden nun die Tiere kurz nach der Fütterung mit Pferdefleisch von furchtbaren Krämpfen befallen und gingen kurz danach ein. Der Papst, den der Verlust der beiden Tiere sehr nahe ging, ordnete eine Untersuchung an, um die Todesursache feststellen zu lassen. Die Untersuchung ist nunmehr abgeschlossen und hat ergeben, daß die beiden Löwen vergiftet worden sind. Vom Täter hat man keine Spur.

Der Veteran.

Zu Prag vor seinem Kaiser erscheint ein Veteran
Und spricht den Fürsten zagend um eine Gabe an.
Von seinem trüben Auge still eine Träne rollt:
„Bier Kreuzer,“ spricht er leise, „sind meines Alters Sold.“

Der Kaiser mißt den Alten, blickt auf sein graues Haar,
Und reicht dem alten Krieger rasch eine Gabe dar;
Jedoch ist's nur ein Zwanz'ger, den unser Greis empfängt,
Derweil ein neues Tränlein aus seinem Aug' sich drängt.

Still beugt er vor dem Kaiser sein Haupt,
von Alter schwer,
Und geht und seufzt. Wie? Hoffte der Alte eben mehr?
Jetzt steht er an der Türe. Der Kaiser lächelt still;
Scheint's doch, als ob er prüfen den alten Stelzfuß will.

Dann blickt ihm nach der Kaiser, und seine Stimme schallt,
Hinaus vom weiten Saale tönt nun ein freundlich „Salt!
Rechts um, Du Braver,“ ruft er, „ein Wort noch, eh Du gehst,
Damit Du, wie ich's meine, mein Alter, auch verstehst.“

Den Zwanziger von Silber, den ich Dir eben bot,
Den sollst Du täglich haben, schau, bis zu Deinem Tod;
Denn wer wie Du so tapfer und treu gedient dem Herrn,
Dem lohnt dafür sein Kaiser auch bis zum Tode gern.“

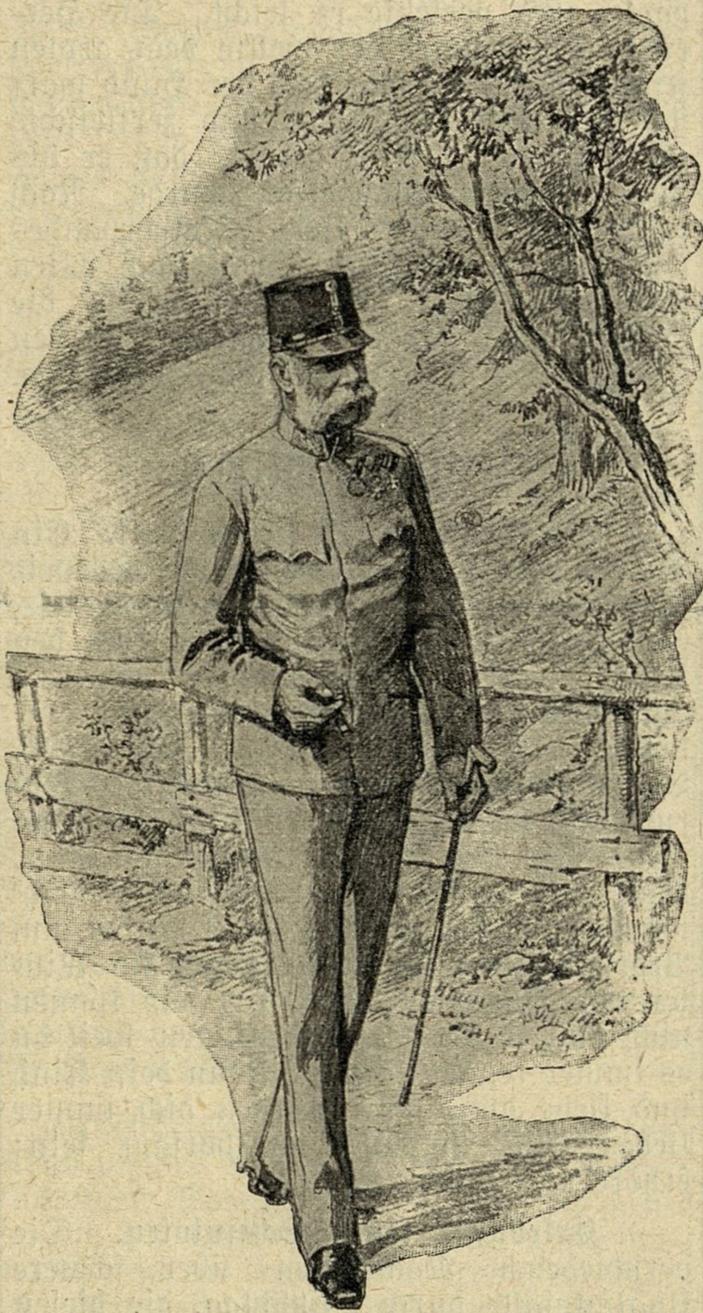
Der Kaiser sprach's. Der Alte steht freudig zitternd da,
Als hört er draußen donnern ein froh Viktoria.
Er ruft, im treuen Auge der Freude feuchten Glanz:
„Gott segne und erhalte den guten Kaiser Franz!“

S. P r o s c h k o.

Der Kaiser und der Hofoberjäger.

Der Kaiser hat es gern, wenn auf der Jagd alles recht heiter und ohne steife Hoffitte vor sich geht. Sein Liebling war der Hofoberjäger Josef Mühlbacher aus Eisenerz. Unter seiner Leitung hat der Kaiser die erste Gemse geschossen und seit dieser Zeit bewahrte er ihm seine stete Zuneigung. „Wo ist der Mühlbacher?“ war eine der ersten Fragen des Kaisers beim Beginn der Jagd. Wenn nach einem angestregten Jagdbetrieb ein Imbiß im Freien oder in einer Jagdhütte eingenommen wird, fragt der Monarch besorgt:

„Hat der Mühlbacher auch schon bekommen?“ Als einst am Schlusse der Jagd alle dem Beispiele des Kaisers folgten und sich Zigarren anzündeten, fragte der Kaiser: „Nun, Mühlbacher, warum rauchen Sie nicht?“ „Eure Majestät, ich habe keine Zigarre bei mir,“ antwortete der Gefragte. „Nun, so nehmen Sie eine davon!“ Bei diesen Worten reichte der Monarch eine gefüllte Tasche hin. Mühlbacher nahm eine Zigarre, getraute sich aber nicht in der Nähe des Kaisers zu rauchen. Auch wollte er sich die geschenkte Zigarre zum Andenken aufheben, daher steckte er sie in seine Tasche. „Nun, warum rau-



Der Kaiser auf einem Spaziergang bei Ischl.

chen Sie jetzt nicht, Mühlbacher. Sie haben ja eine Zigarre?“ fragte der leutliche Kaiser. „Eure Majestät, ich will sie zu Hause rauchen.“ „Nein,“ entgegnete der Kaiser, „Sie müssen jetzt rauchen.“ Und er reichte seinem Oberjäger selbst Feuer, um die Zigarre anzubrennen.

Der Kaiser und der Bittsteller.

Als der Kaiser seine jugendliche Gemahlin im Jahre 1856 nach Italien führte, ergoß die Sonne der kaiserlichen Guld ihre reichsten Strahlen über die italienischen Provinzen, um die Wolken der dortigen Unzufriedenheit gänzlich zu verschleichen.

„Der Jubel ist hier grenzenlos,“ schreibt eine Zeitung aus jener Zeit, „hunderte von Familien weinen vor Freude.“ In diese Zeit fällt auch jene Begebenheit, welche einen tiefen Einblick in das großmüthige Herz des Kaisers gestattet. Infolge der bedauerlichen Ereignisse von 1848 und 1849 hatte ein Major der Marine seine Pension von 800 Gulden eingebüßt und lebte nun in großer Dürftigkeit. Wiederholt hatte der arme Mann um eine besondere Begnadigung angesprochen, jedoch blieb seine Bitte stets unerhört. Endlich fand er an dem Tage, wo der Kaiser das Arsenal in Venedig besuchte, eine passende Gelegenheit, sich persönlich zu nähern und eine Bittschrift zu überreichen, die der Monarch eigenhändig entgegennahm. Nachdem er sie durchgelesen, bedeutete er dem Major, sich am folgenden Tage zur Audienz einzufinden. „Majestät,“ sprach gerührt der Bittsteller, „man wird mich nicht passieren lassen.“ „Nun wohl,“ entgegnete Franz Josef, indem er einen Handschuh auszog und dem alten Soldaten gab, „dieses wird Ihnen als Zeichen dienen, um bis in mein Kabinett zu gelangen.“ Der Major war überrascht und fast außer sich von so viel Guld und Gnade. Tags darauf begab er sich mit seinem Talisman, dem Handschuh des Kaisers, in das Vorzimmer desselben und wurde sogleich zum Monarchen geführt. Freundlich lächelnd kam ihm Franz Josef entgegen und überreichte ihm das Tags zuvor empfangene Bittgesuch, begleitet von einem kaiserlichen Dekrete, welches dem Major seine frühere Pension von 800 Gulden wieder antwies.

Der Kaiser besucht die Kranken.

Kurz nachdem der Kaiser den Thron bestiegen hatte, stand er einmal im Begriff, ein Choleraspital zu besuchen. Auf dem Wege dahin redete er seinem Begleiter, der Familienvater war, zu, das Krankenhaus nicht zu betreten. Der Herr erinnerte nun den Kaiser daran, daß er als Vater von Millionen sich noch viel mehr vor Gefahren hüten müsse. Aber der Kaiser entgegnete ernst: „Ich bin Landesvater für Gesunde und Kranke, drum zieht es mich zu meinen kranken Kindern hin; wenn Ihre Kinder im Spital weilten, würde ich Sie auch nicht hindern, sie zu besuchen.“

Der Kaiser liebt sein Volk.

Der Kaiser liebte es nicht, wenn die von ihm besuchten Orte unter polizeiliche Bewachung gestellt wurden. Als er in Eisenerz zur Jagd weilte und ein Bezirkshauptmann ihm den Schutz der Sicherheitsorgane antrug, soll Franz Josef geantwortet haben: „Ist gar nicht nötig. Die Steirer sind brave Leute, die tun mir nichts.“ — Zum Bratervolksfest im Mai 1881 wollte man zur Aufrechterhaltung der Ordnung die Hauptallee polizeilich absperren. Kaum hatte der Kaiser von diesem Vorhaben gehört, als er erklärte: „Der Brater darf nicht abgesperrt werden“

— ich will unter meinen Wienern sein!“ Ebenso verbot er bei einer Reise durch Borarlberg die Absperrung der Bahnhöfe, indem er sagte: „Ich bin hergekommen, um mein Volk zu sehen, und will daher auch, daß mein Volk mich sehen soll.“ — Bei der Auserstehungsfeierlichkeit zu Ostern 1886 bemerkte der Kaiser von seinem Fenster aus, daß im Amalienhof noch genug leere Plätze waren und daß trotzdem Sicherheitswache und Militär jeden, der keine Passagierkarte vorweisen konnte, zurückwies. Da gab der Monarch den Befehl, daß unverzüglich nicht nur die fünf Zugänge zum inneren Burgplatz geöffnet würden, sondern auch das sonst geschlossene rückwärtige Tor des Amalienhofes sofort geöffnet und jedermann der Eintritt gestattet werde.

Eine heitere Verwechslung.

Aus den Tagen der Fischer Entrevue im Jahre 1877 wird folgendes Geschichtchen erzählt. Eine junge Braunschweigerin wollte durchaus bei der Auffahrt Kaiser Wilhelms diesem einen Blumenstrauß überreichen. Nachdem sie fast 3 Stunden vor dem Hotel Elisabeth gewartet hatte, kam der Deutsche Kaiser die Treppe herab. Ehe er den Wagen besteigt, bittet die Dame einen neben ihm stehenden preussischen Offizier, dem Deutschen Kaiser in ihrem Namen die Blumen zu überreichen. Der Offizier erfüllt ihre Bitte und übermittelt ihr mit freundlichem Lächeln den allerhöchsten Dank. Gleich darauf sieht die bestürzte Dame den lebenswürdigen Offizier den Platz neben dem Kaiser einnehmen und auf ihre Frage, wer er denn sei, bekommt sie zur Antwort: „Der Kaiser von Österreich!“

Die Hofburg in Wien.

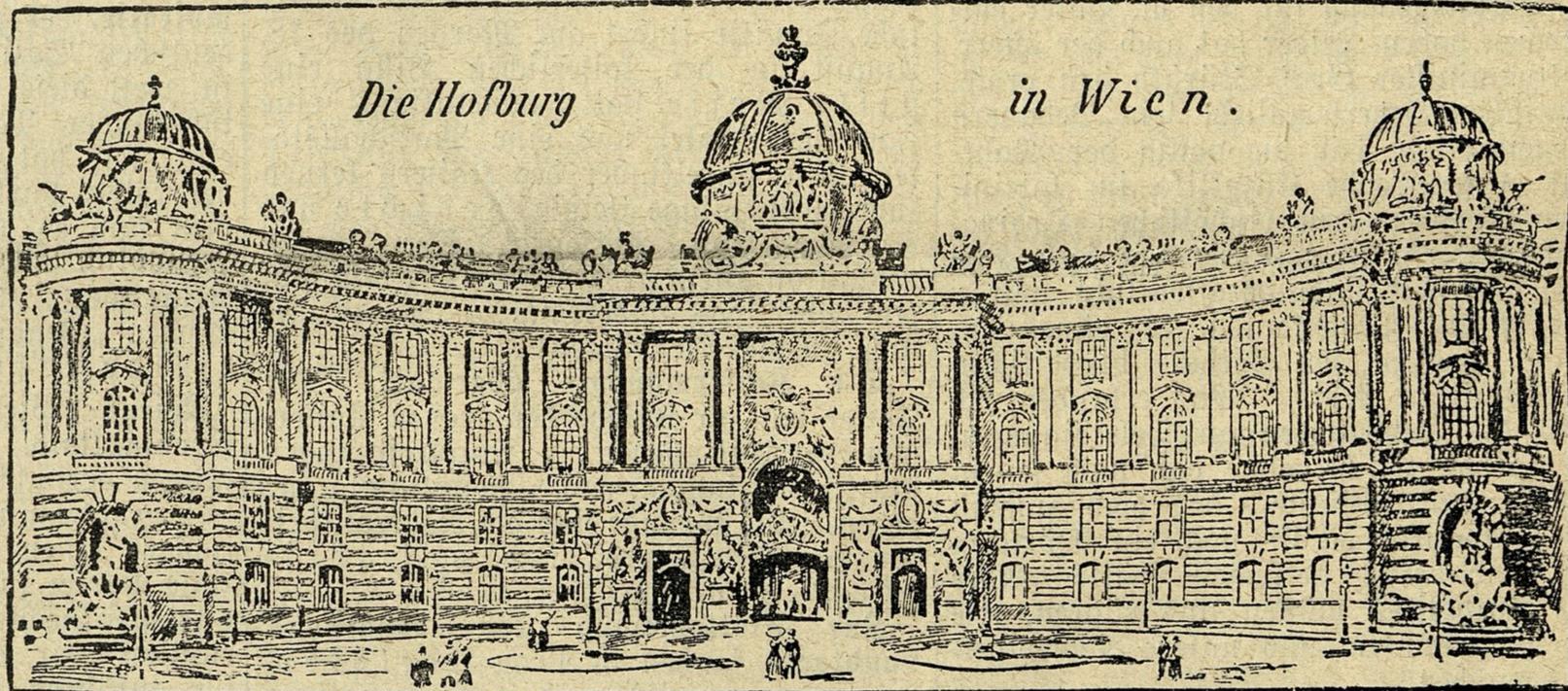
Die Hofburg oder wie sie kurz die Wiener nennen, die Burg, ist eine mächtige Gebäudegruppe, in den verschiedensten Baustilen erbaut, die in ihrer Geschichte bis zu Anfang des 13. Jahrhunderts zurückreicht. Zu jener Zeit, es war unter Leopold dem Glorreichen, wurde der heutige Schweizerhof erbaut, der seine Erweiterung unter Ottokar u. Friedrich III. fand. Mehr die jetzige Gestalt erhielt sie erst unter Ferdinand I. Die schönsten Teile wurden unter Karl VI. von Fischer von Erlach und dessen Sohne Josef Emmanuel in Barockstil erbaut. Auch unser Kaiser hat Neubauten an der Hofburg aufführen lassen. In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entstand im Spät-

renaissancestil die neue Hofburg. Ihre Baumeister waren Hausenauer und Semper. Zur Hofburg gelangt man durch das von 1821—24 von P. v. Nobile erbaute Burgtor, an dessen Stirnseite der Wahlspruch Franz I. „Gerechtigkeit ist das Fundament der Reiche“ in lateinischer Sprache prangt. Die Hofburg besteht aus einer mächtigen Gebäudereihe, von verschiedenen schönen mit Denkmälern geschmückten Plätzen und Höfen. Außer einem äußern gibt es auch einen inneren Burghof oder auch Franzensplatz genannt, der vom Leopoldinischen Trakt, dem Amalienhof, dem Reichskanzleitrakt mit den Wohnräumen des Kaisers und dem Schweizerhof umrahmt ist. In der Mitte dieses Platzes steht das Franzens-Denkmal. An den Ecken des Unterbaues sitzen die Gewaltfiguren der Religion, der Friedens, der Gerechtigkeit und der Stärke. Auf dem inneren Burgplatz findet täglich zwischen 12 und 1 Uhr mittags die Ablösung der Hauptwache mit Wachparade

eindringlich gesprochen, am Glauben festzuhalten und nicht auf Leute zu hören, die vom Glauben abspenstig machen wollen und die selber keinen mehr haben.“ — Darauf bemerkte ein junger Mann, ein Nefse des Hausherrn, halb scherzhaft, halb verdrießlich: „Vom Glauben abfallen — das werde ich nicht: aber ich weiß bald nicht mehr, was man glauben muß, und was nicht. Bald wird das eine zu glauben eingeschärft, bald das andere. Und in Zeitungen und Büchern liest man alle möglichen Meinungen und Aufstellungen. Man wird ganz konfus im Kopf.“ — „Du weißt nicht, was Du glauben sollst?“ fragte da im Tone des Bedauerns die Frau. „Bete den Glauben, dann weißt Du es!“ — Die Frau hatte recht und gut geraten.

Im Kreuz ist Heil.

Ein österreichischer Offizier erzählt folgende Begebenheit: „Eines Morgens trat ich ins Spital, wo eine Anzahl ver-



statt, wobei die begleitende Musikkapelle konzertiert. So schön als die Hofburg scheinen mag und so begeisternd sie auf den Fremden wirken mag, entspricht ihre äußere Erscheinung durchaus nicht den Erwartungen, die man von der Residenz des Kaisers hegen mag. Heißt es doch sogar, daß der Thronfolger Franz Ferdinand mit der ganzen Einrichtung nicht zufrieden ist, und an ganz gewaltige Umbauten denkt, die die Hofburg zu einem Monarchenpalast machen soll, wie es auch eines Fürsten würdig ist. Außer den Wohnräumen des Kaisers beherbergt sie den ganzen Hofstaat, die kaiserliche Privat- und Hofbücherei, die reiche Schatzkammer, das Münz- und Antikencabinet, die Hofburgpfarrkirche und das Hofburgtheater.

Ein kluger Rat.

Eines Sonntags wurde beim Mittagessen in einem Bürgerhause über die Predigt gesprochen. „Der Prediger.“ wurde gesagt, „hat heute wieder einmal so recht

wundeter Offiziere lag, um die eingelauenen Briefe zu verteilen. Über jedem Bette befand sich ein hölzernes Kreuzifix und barmherzige Schwestern versahen die Pflege. Sonst war ich gewohnt, eine ziemlich lebhaftere Unterhaltung zu vernehmen, während dieses Mal eine feierliche Stille im ganzen Saale herrschte. Auf meine Frage an eine der Schwestern, was das zu bedeuten habe, erhielt ich die leise Antwort: „Die Herren haben alle kommuniziert.“ Sie verstand den Ausdruck der Verwunderung, welcher auf meinem Gesichte zu bemerken war, und wußte recht gut, daß ich diese Herren aus längerem Umgange von einer ganz anderen Seite kannte. Ein Fingerzeig auf das leere Bett, in dem gestern noch ein Schwerverwundeter gelegen hatte, sollte mir alles aufklären. Dieser hatte sich nämlich, trotz seiner Wunden am Kopfe und Unterleibe, plötzlich mit aller Kraftanstrengung aufgerichtet, das Kreuz von der Wand genommen und mit schmerzli-

chem Stöhnen es an die Brust gedrückt. Die anderen verstanden recht gut, daß er damit einen Akt der Reue erweckte, und wurden durch den erschütternden Anblick so tief gerührt, daß sie zu beichten und zu kommunizieren verlangten. Der schwer verwundete Kamerad war bald darauf gestorben, aber sterbend hatte er nicht bloß selbst im Kreuze Heil und Gnade gefunden, sondern auch den übrigen den Weg dazu gewiesen."

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Eine Genugtuung für Pius X. wegen der von Protestanten und schlechten Katholiken betriebenen Heze gegen die Borromäus-Enzyklika soll von seiten der österr. Katholiken geboten werden. Die Erzbruderschaft vom hl. Erzengel Michael in Wien hat einen diesbezüglichen Aufruf erlassen, dem viele kath. Vereine und Einzelpersonen durch eine Zustimmungskundgebung für den hl. Vater entsprochen haben. Leider hat auch der österr. Kultusminister Graf Stürgkh den protestantischen Hezern zuliebe sein Bedauern ausgesprochen, daß die völlig der Wahrheit entsprechende Enzyklika im lateinischen Texte in den bischöflichen Ordinariatsblättern, die nur für den kath. Klerus bestimmt sind, veröffentlicht wurde. Als ob die Protestanten es etwas anginge, was in den kathol. bischöflichen Amtsblättern steht. Was erlauben sich nicht die Hezpastoren an Beleidigungen der kathol. Kirche, ohne daß noch je ein österr. Kultusminister, der doch zumeist für Katholiken da ist, noch ein Wörtchen des Bedauerns gefunden hätte. Aber wir Katholiken müssen uns rühren, wie die Protestanten, und unsere Rechte geltend machen.

— **Zwei seltene Priesterjubiläen.** Der ehemalige Erzbischof von Brixen Simon Michner feierte am 2. August den 70. Jahrestag seiner Priesterweihe. Er wurde im Jahre 1880 zum Weihbischof von Brixen und Generalvikar für Borsarlberg ernannt und 1884 vom Kaiser an die Spitze der Brixener Diözese berufen, verzichtete aber 1904 freiwillig auf sein Amt. Erzbischof Michner ist der Verfasser des umfangreichen kirchengeschichtlichen Werkes „Compendium juris canonici“, wofür ihm die Wiener theologische Fakultät das Ehrendoktorat verliehen hat. — Das gleiche Fest beging Ende Juli in St. Johann in der Steiermark der Pfarrer im Ruhestand Herr Moriz Schadek, der 94 Jahre alt ist. Er hat drei Weltteile bereist und war im Jahre 1845 in Rom Zeuge der weltgeschichtlichen Begegnung des Papstes Nikolaus I. mit Gregor XVI. Der Jubilar, der heute noch schriftstellerisch tätig ist, erhielt damals vom Papst eine Auszeichnung. Zu seinem Jubiläum erhielt der Priester aus Amerika, Persien und Ägypten Glückwunschtele-

gramme. Auch Statthalter Graf Clary sandte eine Depesche.

600 Christen ermordet. In Syrien sind anfangs August gegen 600 Christen von den mohammedanischen Drusen niedergemetzelt worden; die von ihnen bewohnten Dörfer wurden geplündert. Hauptsächlich wird endlich die türkische Regierung den Christen-Mecheleien der Drusen, die bereits vor 50 Jahren etwa 6000 Christen in Damaskus getötet haben, nun ein Ende bereiten.

Oesterreich-Ungarn.

Anläßlich des 80. Geburtstages des Kaisers wird die kaiserliche Familie am 18. August in Sischl vollzählig versammelt sein. Auch der greise Erzherzog Rainer wird sich mit seiner Gemahlin dorthin begeben. Der Thronfolger Franz Ferdinand wird mit seiner Gemahlin, der Herzogin von Hohenberg, an der Beglückwünschung teilnehmen. Der Thronfolger wird eine Ansprache an den Kaiser richten und ihm ein Erinnerungszeichen überreichen. Für den Kaiser und die kaiserliche Familie findet am Morgen des 18. August in der kaiserlichen Villa eine stille Messe statt, nachmittags eine Familienfesttafel und eine Marschallstafel. Die Enkelkinder des Kaisers lernen zum Geburtstage fleißig Gedichte und Sprüche zum Auftragen. Der Kaiser nimmt an allem großes Interesse und sagt ein- über das anderemal: „Macht mir nicht zu viel Geschichten!“

Die Kaisermanöver abge sagt! Der Kaiser hat zur Absage der großen Kaisermanöver, die heuer in Nordwestungarn stattfinden sollten, seine Bestätigung gegeben. Die Gründe sind die Koxkrankheit der dortigen Pferde und militärische Bedenken.

Zur Flottmachung des böhmischen Landtages fanden in Prag Adelskonferenzen zwischen dem konservativen und dem verfassungstreuen Großgrundbesitz statt. Sie bezweckten eine Annäherung der Deutschen und Tschechen. Der konservative tschechenfreundliche Adel scheint sich gegen die von den Deutschen geforderte nationale Abgrenzung nicht mehr ablehnend zu verhalten.

Landtagsergänzungswahl in Tachau-Pfrauberg. Für das durch den Tod des Grafen Kolowrat erledigte Landtagsmandat Tachau-Pfrauberg stellte der deutschböhmische Bauernbund (christlicher Richtung) seinen Obmann Georg Schanagel aus Pirkau als Bewerber auf. Die deutschfreiheitlichen Agrarier stellen den Landwirt Eder aus Petlarn auf. Die Wahl findet am 15. September statt.

Die christlichsoziale Landesparteiberatung für Tirol in Sterzing beschloß mit der altkonservativen Partei Verhandlungen bezüglich Herstellung des Friedens einzuleiten. Auch wurde erklärt, daß seitens der Christlichsozialen der Tiroler Streit auf dem Innsbrucker Katholikentage nicht berührt wird. Es wurde auch eine Vertrauenskundge-

bung an die christlichsoziale Reichsparteileitung beschlossen und den Führern Landmarschall Prinz Alois Liechtenstein und Dr. Geßmann das vollste Vertrauen ausgesprochen.

Hagelschlag und Hochwasser richteten, wie schon mehrmals in diesem Sommer, in Nordböhmen, Oberkärnten, Krain und Oberungarn großen Schaden an. Im Gmundener See wurde ein Boot mit 19 Bauernjöhnen und Mädchen vom Gewittersturm umgeworfen, wobei 15 Personen ertranken.

Der deutschösterreichische Lehrertag in Graz gab Proben von den kirchenfeindlichen Zielen und dem Geiste der freisinnigen Lehrerschaft. Es wurde fest gegen den „Klerikalismus“ und den katholischen Schulverein gewettert u. der Verein „Freie Schule“ herausgestrichen. Ausführliche Besprechung fand, wie immer, die Gehaltsfrage! Die Geduld des Volkes wird aber beim Bezahlen dieser Hezer auch einmal aufhören.

Der nationale Streit in der Sozialdemokratie, der zwischen den tschechischen u. deutschen Sozialdemokraten ausgebrochen ist, weil diese nicht für die Unterstützung tschechischer Minderheitsschulen in Wien eintraten, hat zu einem tiefen Riß in der roten Partei geführt. Auch in Böhmen kam es deshalb in roten Versammlungen, z. B. in Tepliz, Rosenthal bei Reichenberg, zum Krach, wobei die tschechischen „Genossen“ Los von der Sozialdemokratie riefen.

Wiens „Wiedereroberer“ im Solde des Großkapitals. In mehreren Versammlungen versuchten die verkrachten Judenliberalen unter verschiedenen Parteiflaggen einen Sturm auf die christlichsoziale Partei in Wien. Die jüdischen Kapitalistenknechte warfen der Partei „Korruption“ vor, ohne nur eine Tatsache dafür anführen zu können. Bald darauf stellte sich heraus, daß ein Führer der „Wiedereroberer“, Dr. Mittler, als Rechtsanwalt den amerikanischen Oltrost (Vacuum Oil Compagnie), der ein Weltmonopol anstrebt, gegen das österreichische Arrar vertrat. Er ist also für ausländisches Großkapital und gegen Österreich aufgetreten. Und solche Leute wollen gegen die „Korruption in der christlichsozialen Partei“ aufstehen!

Der rumänische Handelsvertrag in Ungarn angenommen. Der Handelsvertrag mit Rumänien wurde vom ungarischen Abgeordnetenhaus am 29. Juli einhellig angenommen. Hierdurch ist die Möglichkeit geboten, diesen Vertrag noch im Laufe des Sommers in Geltung treten zu lassen, weil er in Österreich bereits genehmigt ist. Der Handelsminister wies nach, daß durch den Zollkrieg mit Rumänien der österreich-ungarischen Industrie mehr Schaden zugefügt wurde, als Rumänien. Da Ungarn Geld braucht, wurde die Aufnahme einer Anleihe von 560 Millionen vom ungarischen Abgeordnetenhaus am 30. Juli bewilligt.

Balkanstaaten.

Banuzwechsel oder Neuwahlen in Kroatien. Eine schwere Krise ist in Kroatien ausgebrochen. Der Banus Tomajic will der Forderung der serbisch-kroatischen Koalition nach Entfernung des Justizchefs Kranitzky nicht nachgeben. Es steht also entweder der Rücktritt des Banus oder die Auflösung des kroatischen Landtages bevor.

Im bosnischen Landtage wurde von den Serben und Kroaten die Kürzung der Subvention des Travniker kroatischen Gymnasiums der Jesuiten von 80 000 auf 16 000 Kronen gefordert, während für beide Franziskaner-Gymnasien die Erhöhung von 9000 auf 42.000 K gefordert wurde. Die Jesuiten werden nämlich als „Fremde“ betrachtet, während die Franziskaner Einheimische sind.

Deutschland.

Niedergang der Liberalen. Eine schwere Niederlage erlitten die Nationalliberalen in Württemberg, wo im Wahlkreis Welzheim im zweiten Wahlgange der Sozialdemokrat Rinkel gewählt wurde. Die nationalliberale Partei, welche das Mandat bis jetzt besaß, erhielt bei der Hauptwahl die wenigsten Stimmen von allen vier Kandidaten. — Auch die Ersatzwahl im Württemberger Reichsratswahlkreis Cannstatt-Ludwigsburg ergab einen Mandatsverlust für die Nationalliberalen und den Sieg des Sozialdemokraten. Der gemeinsame Kandidat der nationalliberalen Partei und der fortschrittlichen Volkspartei blieb in der Minderheit. Bei diesen Wahlen kam die Reichssteuerheke seitens der Nationalliberalen u. der Volksparteier gegen den Bauernbund und das Zentrum der Sozialdemokratie zu stehen. Die Liberalen und Freisinnigen Deutschlands werden nun von der roten Flut ertränkt.

Das Luftschiff Parseval VI. flog am 31. Juli nachts von Bitterfeld ab und traf nach zwei Zwischenlandungen unter dem Jubel der Bevölkerung in München ein.

Italien.

Der italienische König machte den Vorschlag, die Mächte möchten die Küstungen zur See einschränken. Er fand aber eine deutliche Abjage. So ernst mit dem Frieden scheint es aber auch Italien nicht zu sein, da es für eine Luftflotte einen Nachtragskredit von 10 Millionen Kronen bewilligte.

Ein furchtbarer Sturm wütete in Ober-Italien in den Provinzen Mailand, Novara und Como, er warf viele Fabrikschornsteine um und deckte Häuser ab. Von den niederprasselnden Trümmern eines solchen Schornsteines wurden in einer Fabrik sieben junge Mütter erschlagen. 50 Personen verloren im ganzen bei dem Sturm das Leben, Hunderte wurden verletzt und 10.000 Arbeiter brotlos gemacht.

Der „Kriegsfall“ zwischen der Türkei und Griechenland. Die kriegerische Spannung zwischen diesen beiden Staaten nahm wieder einmal zu. Der türkische Gesandte in Athen Naby Bey erklärte, er habe die griechische Regierung wiederholt aufmerksam gemacht, daß die Türkei im Falle der Aufnahme der kretischen Abgeordneten in die griechische Nationalversammlung einer Kriegserklärung nicht ausweichen kann. Da auch die vier Schutzmächte für die Rechte der Türkei eintraten, wurde Griechenland etwas bescheidener und mahnte die Kretenser zur Ruhe. Besonders der Ankauf von vier alten Kriegsschiffen um 40 Millionen in Deutschland für die Türkei kühnte das griechische Kriegsfieber.

Frankreich.

Wahlniederlagen des Freisinn. Bei der Abgeordnetenwahl im 15. Pariser Bezirk wurde der konservative Bertrand d'Aramon mit 6452 Stimmen gewählt. Die Freisinnigen sind über diesen mit überraschender Mehrheit errungenen Sieg der Konservativen ganz bestürzt, da man den Sieg des Sozialisten Pressensé für gewiß hielt. Auch der Wahlsieg der Antisemiten in Algier hat die Regierungsparteien erschreckt. — HOFFENTLICH rafft sich das katholische französische Volk jetzt, nachdem ihm, seinen Priestern u. seiner Kirche genug Schmach angetan ist, wieder auf.

England.

Die Flotten- und Landmanöver für England mißglückt. Die englische Flotte geriet bei ihren heurigen Manövern in starken Nebel und verlor die Fahrtrichtung. Sie wurde ganz zersprengt. Die „Dreadnought“, an deren Bord sich der König befand, irrte planlos umher. Selbst die drahtlose Telegraphie versagte. Im Ernstfalle wäre ein furchtbares Unglück geschehen. Die Flottenmanöver wurden daraufhin abge sagt. Glänzend war die Leistung des Flugkünstlers Wright, der die Schiffe mehrmals umkreiste. Er hätte angeblich mit Sprengkörpern die ganze Flotte vernichten können. Auch die Landmanöver sind für England schlecht ausgefallen. Es gelang nämlich der Einfallsarmee durch einen Scheinangriff, an einer anderen Stelle mit 8000 Mann ungehindert zu landen und weit ins Land vorzudringen. — Die Engländer werden jetzt vor der „Deutschen Invasion“ noch mehr Angst bekommen.

Amerika.

Der Gattenmörder Dr. Crippen verhaftet. Am 31. Juli wurden in Quebec (Nordamerika) auf dem Schiffe der flüchtige Dr. Crippen, welcher in London seine Frau ermordet hatte, und seine Geliebte, die Maschinenschreiberin Miß Neve, verhaftet. Der Mörder gab sich als Pastor Robinson und das Mädchen in

Manneskleidung als seinen Sohn aus. Der Kapitän des Dampfers hatte durch drahtlose Nachrichten (!) die Verhaftung des verbrecherischen Paares ermöglicht. —

Rassenkämpfe zwischen Weißen und Negern sind in Nordamerika wieder einmal ausgebrochen, weil in einem aufsehenerregenden Boxerkampfe ein Neger seinen weißen Gegner niederschlug. Viele Neger wurden deshalb von der aufgeregten Masse totgeprügelt.

Kaiser Josef II. und die Protestanten.

Ein reichsdeutsches Blatt tritt dafür ein, daß die Toleranz, wie sie Kaiser Josef II. verstand, wieder in Praxis gesetzt werde. Ein Hofdekret vom 28. August 1781, in dem das Toleranzpatent kommentiert wird, verfügt nämlich folgendes: „Solange sich die irrgläubigen Landesbewohner ruhig und friedlich betragen, ist die Befehrung lediglich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes und der bescheidenen Mitwirkung der Geistlichkeit zu überlassen. Wenn sie sich aber unterständen, andere von dem katholischen Glauben abwendig zu machen und zu verführen, so sind sie nach der Vorschrift gegen mutwillige Aufbecker und Verführer zu bestrafen.“ Zweierlei ist hier äußerst lehrreich: 1. Sollen die katholischen Geistlichen die Protestanten zu befehren suchen. 2. Soll jeder Abfallbecker als Verführer abgestraft werden. Zurück also zur Toleranz Josef II.! Dann wird es endlich Ruhe geben.

Das böse Beispiel.

In einem Dorfe machte eines Tages ein Tischler einen Sarg. Der Sohn sah der Arbeit zu und fragte: „Vater, für wen macht Ihr den Sarg, es ist doch niemand gestorben.“ Der Vater war etwas betroffen, antwortete aber doch und sagte: „Für Deinen Großvater!“ — Den Knaben wollte dies nicht recht einleuchten und fragte weiter: „Aber, Vater, der Großvater lebt doch noch, der braucht doch noch keinen Sarg.“ Der Tischler wurde über des Knaben Rede verlegen und sprach: „Dein Großvater ist ein alter Mann, er ist schwach und kränklich und wird nicht lange mehr leben; er hat ja lang genug gelebt.“ Der Knabe ging fort und sann über das Gehörte nach. Nach einer Zeit kam er wieder, stellte sich vor den Vater hin und sagte: „Vater, nicht wahr, wenn ich groß geworden, dann mache ich für Dich auch einen Sarg, dann hast Du auch lang genug gelebt.“ Wie vom Blitz getroffen stand der Vater da, das hatte er nicht erwartet. Jahre gingen vorüber und der Knabe wuchs zum jungen Manne heran. Was der Knabe einst gesagt, daß er den Sarg für den Vater machen werde, bewahrheitete sich jetzt. Er brachte ihn durch Kummer und Sorgen, durch Leichtsinn und Rohheit, durch tägliche Kränkungen und Mißhandlungen unter den Boden.

Wissenswesen.

Ein zur katholischen Kirche zurückgekehrter russischer Priester.

Seit dem Toleranzedikt des russischen Kaisers mehren sich stetig die Übertritte in die katholische Mutterkirche. Reich und arm sehnte sich ja schon lange nach der Stunde ihrer geistigen Befreiung, denn sie waren ja doch nur zwangsweise Mitglieder der russischen Staatskirche. Der wahre Glaube war in Tausenden trotz der fast 200 jährigen Trennung von der kath. Kirche noch nicht erloschen. Er hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und, wenn auch etwas verkümmert, dennoch erhalten. Es war daher begreiflich, daß die im Herzen dem kath. Glauben zugetanen Russen sofort zur katholischen Mutterkirche zurückkehrten, als den verschiedenen Religionsgemeinschaften eine größere Freiheit gewährt wurde.

In der vergangenen Fastenzeit kehrte auch ein russischer Priester im Gouvernement Moskau, der hochwürdige Herr Storozew, zur katholischen Kirche zurück und feiert nun jeden Sonn- und Feiertag in der Muttergotteskapelle der katholischen Peter- und Paul-Kirche die hl. Messe im griechisch-russischen Ritus. Seine daran angeknüpften Ansprachen an die Gläubigen erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit und werden auch von Nichtchristen mit Wohlgefallen gehört. Damit hat die katholische Kirche in Moskau einen bedeutenden Schritt nach vorwärts getan; denn sie zeigt dadurch, daß sie der russischen Nation in allem Gebührliehen gerecht zu werden strebt.

„Der neue russische Priesterkonvertit, Sr. Mich. Storozew“, schreiben d. R. Mij., „stammt von den im Gouvernement Perm noch zahlreich wohnenden Finnen ab und ist neben der russischen der finnischen Sprache völlig mächtig. Er wirkte als Priester der russischen Staatskirche mehrere Jahre im sibirischen Gouvernement Tobolsk unter den dortigen oft noch faktisch heidnischen, obwohl russisch getauften finnischen Wogulenstämmen. Ernstlich bemüht, selbst mit persönlicher Entsaugung seinen Schäflein christliche Lebensgesinnung beizubringen, fand der junge Pfarrer Widerstand nicht bloß bei den weltlichen Beamten, sondern auch bei den staatskirchlichen Organen. Selbst Mäßigkeitsverein und Pfarrbibliothek wurden mit schelen Augen betrachtet. — Den tiefgläubigen Priester verlangte es nach einer von der Staatsfessel freien Kirche. Er schloß sich also den russischen Altgläubigen an und wurde Pfarrer in der Industriestadt Bogorodsk bei Moskau. Jedoch die Enttäuschung war groß. Von den russisch-altgläubigen Geistlichen Moskaus können einige nicht einmal lesen, sondern singen die Messe aus dem Gedächtnis ab, andere haben es im Schreiben schon so weit gebracht, daß sie mit Mühe ihren Namen altslawisch unterzeichnen können, bei fast allen beschränkt sich das kirchliche Leben, wie uns ein gebildeter altgläubiger Prie-

ster versicherte, auf den starren Ritus; Geist und Gedanke fehlen. Die altgläubigen Bischöfe sind Feinde jeglicher Wissenschaft; verbot doch der altgläubige russische Erzbischof von Moskau, Johannes, ein Buch als bibelwidrig, weil darin gesagt war, die Erde drehe sich um die Sonne. — So ist es wohl erklärlich, daß in der 15 Bischöfe und 1 Erzbischof zählenden russischen altgläubigen Kirche nicht der Staat, sondern hervorragende Gemeindemitglieder und reiche Kaufleute das Steuer in Händen haben und den Priester oft der unwürdigsten Behandlung aussetzen. — So trat Herr Storozew mit der Devise: „Nur beim Papst ist Freiheit“, zur katholischen Kirche über, trotzdem er dadurch alles verlor und mit seiner kinderlosen Gattin in drückende Armut geriet. Da nach russischem Staatsgesetz den aus der Staatskirche ausscheidenden und zu den Altgläubigen übertretenden Priestern der Aufenthalt in Petersburg und Moskau auf 5 Jahre untersagt wird, und der hochw. Herr Storozew noch 3 Jahre diesem Gesetze untersteht, muß er vorläufig in dem 20 Bahnminuten von Moskau entfernten Ruskowo wohnen und darf die Hauptstadt nur zeitweise behufs Abhaltung des Gottesdienstes besuchen. Den bescheidenen Lebensunterhalt gewinnt der zirka 32 Jahre zählende Priester ausschließlich aus Almosen und Meßstipendien. — „Trotz all meiner Armut ist mir doch sehr wohl“, äußerte der mutige Konvertit eines Tages. — „Möchten noch viele russische Priester von solcher Gesinnung seinem Beispiele folgen!“

Erziehungswesen.

Stetigkeit.

(Schluß.)

All das viele, und doch im Grunde langweilige Spielzeug, das nicht innerlich beschäftigt, legt mit Grund zu dem unruhigen Wesen, das nach einer rein äußerlichen Ablenkung sucht. Da ist das Wort am Platze: Weniger und besser! Es ist wunderbar, wie schön Kinder mit ein paar Brettern und etwas buntem Zeug spielen können! Einmal stellen sie damit eine Kanone her, an einem anderen Tage einen Zirkus, ein Automobil, ein Sommerhaus — wie es gerade aktuell ist. Wenn sie nur vernünftige Eltern haben, die ihnen das richtige Material geben, ein vernünftiges Kinderzimmer, an dem nichts zu verderben ist, und zuerst ein ganz wenig Anleitung. Die Stetigkeit des Charakters kann schon außerordentlich am Spiele gefestigt werden. Nicht das Viel darf herrschen; was aber angefangen ist, muß durchgeführt werden. Entstehen dabei Schwierigkeiten, bei denen die Eltern einmal aushelfen sollen, so nützt ein guter Rat mehr als Eingreifen, das die Kinder unselbständig und untätig macht.

Auch in anderen Dingen muß schon früh die Erziehung zur Stetigkeit beginnen. Interessant ist es, in Wahrheit und Dich-

tung nachzulesen, mit welcher Konsequenz Goethes Vater verfuhr, um die ihm eigene innere und äußere Ordnung und Vollständigkeit auf seine Kinder zu übertragen. Vor allem interessierte er sich selbst für ihre Liebhabereien: von der Voraussetzung ausgehend, „daß junge Leute nichts mehr aufmuntern könnte, als wenn man selbst sich in gewissen Jahren zum Schüler erklärte, und durch Eifer und Aufmerksamkeit Jungen, von der Natur mehr Begünstigten, den Rang abzulaufen versuchte“ . . . lernte er noch in reiferen Jahren manche Künste mit seinen Kindern. Und immer sorgte er dafür, daß sie nichts taten und Angefangenes nicht liegen ließen. Auch wenn es sich in der Folge nicht als angenehm erwies, als sich die sanguinische Jugend gedacht, so mußte alles Begonnene zu einem gewissen Abschlusse gebracht werden, sodaß es manchmal fast schien, „als sei ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend“. Natürlich war das lebhaften Kindern nicht immer angenehm; denn das Anfangen ist fast allen Kindern ebenso leicht, als das Fortsetzen und Vollenden schwer.

Ein solches Vorgehen erzieht auch zur Ordnungsliebe und der Sohn sieht erst später ein, welche Vorteile eine derartige Erziehung bringt. „Des Lebens ernstes Führen“ ist die beste Mitgabe, die ein Vater seinem Sohne, die eine Mutter der Tochter geben kann, sie ist mehr wert als Geld und Gut.

Gesundheitspflege.

Ferienwanderungen und Hochtouren.

Trotzdem die Technik ununterbrochen bemüht ist, die bestehenden Verkehrsverbindungen noch weiter in bezug auf die Schnelligkeit zu erhöhen und zu den alten neue hinzuzufügen, die, wie das Automobil und das Zweirad, den einzelnen unabhängig von den allgemeinen Einrichtungen machen, beginnt doch in unserer Zeit mehr und mehr wieder die Wanderlust und der Wandersport zur Geltung zu kommen. Diese Tatsache kann vom gesundheitlichen Standpunkt nur mit Freuden begrüßt werden; denn unsere Gesundheit verlangt, besonders für jene, deren Beruf zu einer sitzenden Lebensweise zwingt, daß der Körper in genügender Bewegung durchgearbeitet werde, damit seine einzelnen Organe und Muskelgruppen leistungsfähig bleiben und nicht verkümmern. Außerdem kann wohl kaum ein reinerer und vollkommener Naturgenuß gedacht werden, als ihn der Wanderer hat, der durch die Felder und Auen, durch die Wälder und vorbei an den grünen Seen seines Weges zieht, und selbst das einfachste Dorfwirtshaus, sofern nur Reinlichkeit in ihm waltet, wird nach dem Marschtage des Abends ein angenehmer und erquickender Aufenthalt sein. Freilich nur dann wird die Wanderfahrt den notwendigen Ausgleich dem Körper bringen und wird auch für den Geist eine

Erholung sein, wenn das Wandern mit Maß und Ziel betrieben wird, wenn es angepaßt wird der Leistungsfähigkeit des Einzelnen, und wenn bei dem Wanderer nicht der Grundsatz gilt, daß so und so viel an dem Tage gegangen, daß so und soviel in der Ferienzeit gegangen werden müsse. Wenn der Städter auch manchen Gang des Tages macht, so ist er dadurch doch noch lange nicht zu einer ausgedehnten Wanderschaft vorgebildet, und derjenige wird sich seine Ferien gründlich verderben, der mit dieser Tatsache nicht rechnet und nicht durch maßvolle Tagestouren sich auch für das Ende des Tages die körperliche und geistige Frische bewahrt, welche zur Freude an der Natur und zum Genuß ihrer Schönheiten unerlässlich ist.

Ganz besonders sind es die Bergtouristen, welche sich schwer gegen diese Forderungen versündigen. Nur um nach der Rückkehr in die Heimat sich brüsten zu können, daß sie diese und jene Hochtouren gemacht, daß sie in den wenigen Wochen so und sovielen Gebirgslandschaften durchzogen, so und sovielen hundert Kilometer zurückgelegt haben, erzwingen sie Tagesfahrten, die eigentlich weit über ihr Können gehen, und sie mißbrauchen dadurch gründlich den ihnen erteilten Urlaub. Selbst wenn zugegeben würde, daß mit dem Worte „Nervosität“ vielfach ein Mißbrauch getrieben wird, so ist doch ganz außer Frage, daß die Ferien zur Ruhe u. Erholung da sind, nicht aber, daß in ihnen von Ort zu Ort gejagt werde, und daß man sich auf verhältnismäßig langen u. schwierigen Wanderungen abhekt und ermüdet. Vor derartigen Übertreibungen muß im Interesse der Gesundheit auf das entschiedenste gewarnt werden, und wer sich solche Übertreibungen zu schulden kommen läßt, vergift gänzlich den Zweck des Urlaubs und wird außerdem niemals der Freude teilhaftig werden, die eine verständige Wanderung, eine innerhalb der Leistungsfähigkeit gehaltene Gebirgstour in so reichem Maße bringen. —us.

Für Haus und Küche.

Faschiertes Beefsteak. Von Lungenbraten wird das ausgelöste Fleisch fein gehackt oder faschiert, davon runde Laibchen gemacht und eingesalzen. Nun läßt man in der Pfanne Butter zerfließen, legt die Beefsteaks auf einer Seite in Mehl und gibt sie dann mit der Mehlseite in die Butter, in welcher sie schnell mit einigen Körnern Pfeffer, Neugewürz und etwas zerschnittener Zwiebel schön braun gebraten werden. Man seiht das Fett ab, gießt etwas Suppe darauf und richtet sie mit Spinat oder anderen Gemüsen an.

Fleischknödel in Suppe. 1/2 Häuptel fein gewiegte Zwiebel läßt man mit grüner Petersilie in 1 Löffel Schmalz anlaufen. 3 abgerindete Semmeln werden in Wasser erweicht und gut ausgedrückt. 8 bis 10 Dkg. rohes Fleisch wird fein gehackt. Nun treibt man 2 Löffel Schmalz gut ab, rührt zwei ganze Eier dazu,

mengt nach und nach die Semmeln, das Fleisch und die angelaufene Zwiebel darunter, pfeffert, salzt, würzt mit Majoran und gibt noch etwas Semmelbröseln dazu, daß der Teig zusammenhält. Man kocht dann kleine Knödel in Rindsuppe ein.

Holländische Sauce zu Fischen. Einige Löffel voll Suppe oder Fischsud, zwei Löffel voll Zitronensaft, 2 Löffel Essig, 12 Deka Butter und 4 rohe Dotter, Salz u. weißen Pfeffer schlägt man auf dem Herde so lange, bis die Sauce dicklich und schaumig wird, stellt sie dann weg und rührt sie noch etwas weiter. Nach Belieben kann man zwei Löffel Obers dazugeben.

Griessterz. Man läßt in heißem Rindschmalz groben Weizengries gelb anlaufen und gießt dann soviel Milch hinein, daß der Gries recht anschwellen kann. Er wird dann mit einer Gabel zu sterzartigen Brocken zerrissen. Mit Zwetschenröster und Kompott wird er gegessen.

Für den Landwirt.

Wie man sich die Ernährung der Pflanzen in früheren Zeiten vorstellte!

Die Chemie ist bekanntlich eine der neuesten Wissenschaften und nachdem ihre Lehren gerade auf dem Gebiete der Pflanzenernährung eine große Rolle spielen, ist es wohl kein Wunder, daß man in früheren Jahrhunderten über Pflanzenernährung und Düngung die sonderbarsten Ansichten hatte. Noch im 18. Jahrhundert waren selbst tüchtige Landwirte der Überzeugung, daß sich die Pflanzen nur dann gut entwickeln, wenn im Erdboden genügend Öl, Salz und feine erdige Teile enthalten sind. Diese 3 Stoffe nahm man auch als die Hauptbestandteile des Stalldüngers an und sprach von einem fetten Dünger, von einem mageren Dünger usw. In anderen landwirtschaftlichen Werken war wiederum zu lesen, daß die Wirkung des Düngers nur darin liege, daß derselbe die Erde durch Verwesung besser zerteile. Im allgemeinen gebe aber der Stalldünger den Pflanzen einen schlechten Geschmack und erzeuge auch viel Unkraut. Man sprach auch davon, daß die Fruchtbarkeit des Bodens von Erddünsten abhängt, die aus dem Erdinnern aufsteigen usw. Auf guten, d. i. fetten oder schmalzigen Dünger hielt man aber schon damals viel. In den alten landwirtschaftlichen Werken kann man sogar die richtige Ansicht lesen, daß der Urin der Tiere zum Mist gehöre und daß die Sauche vom Streumaterial aufgesaugt werden müsse. Nur wenn der Urin im Mist enthalten ist, enthält er wirklich Öl, Salz und feine erdige Teile. Merkwürdig! In vielen Gegenden läßt man trotzdem heute noch — nach 200 bis 300 Jahren die Sauche beim Tore hinausrinnen.

Die Vorgänge der Pflanzenernährung wurden durch Forscher wie Davy und Thaer zu erklären versucht. Thaer stellt

bekanntlich den Satz auf, daß der Humus der wichtigste Pflanzennährstoff sei und daß der Boden nie verarmen könne, wenn ihm nur genügend viel Humus zugeführt werde. Die Stickstofftheorie stellte wieder den Stickstoff als den wichtigsten Pflanzennährstoff hin und richtete das Hauptaugenmerk auf die Erhaltung des Stickstoffes im Stalldünger.

Mehr Klarheit brachten die Forschungen des großen Agrilkulturchemikers J. v. Liebig, der die Behauptung aufstellte, daß die mineralischen Nährstoffe Kali, Phosphorsäure und Stickstoff, sowie Kalk im Boden in hinreichender Menge vertreten sind. Zuzufolge seiner Versuche fanden die Kalidünger (Kainit und Kalisalz) die Phosphorsäuredüngung (Knochenmehl, Superphosphat und Thomasmehl,) und die Stickstoffdünger (Chilisalpeter, schwefelsaures Ammoniak) eine von Jahr zu Jahr steigende Verwendung. Die Lehre Liebig's wurde durch die Versuche Sellriegels (Entdeckung der stickstoffammelnden Pflanzen) und durch die später entdeckte Anwesenheit der Bakterien und Mikroben im Ackerboden und im Stalldünger ausgebaut.

Wenn wir die bisherigen Erfolge der Versuche mit mineralischen Düngemitteln und dem Stallmiste zusammenfassen, so müssen wir sagen, daß alle Kulturpflanzen zu ihrem guten Gedeihen die Pflanzennährstoffe Kali, Phosphorsäure, Stickstoff und Kalk benötigen. Fehlt einer dieser Pflanzennährstoffe, dann kann es keine Vollernte geben.

So ist z. B. durch Versuche längst erwiesen, daß keine Körner- oder Hackfrucht gedeihen kann, wenn nicht diese Nährstoffe in richtigem Verhältnisse im Ackerboden enthalten sind. Bei Wiesen, Weiden und Kleeschlägen ist daselbe der Fall. Auf den Wiesen können sich die besten Gräser, Wicken und Kleearten nicht behaupten, wenn nicht der Boden genügend Kali, Phosphorsäure und Stickstoff enthält. Ist der Boden arm an Nährstoffen, überwuchern bald die schlechten groben Wiesenunkräuter, wie Sauerampfer, Hahnenfuß, Doldenpflanzen usw. Ein sicheres Zeichen, daß der Boden arm an Nährstoffen ist, ist auch das häufige Vorkommen der Moose. Um auf Körner- und Hackfruchtfeldern, auf Wiesen, Weiden u. Kleeschlägen dauernd gute Erträge zu erzielen, reicht es nicht hin, mit Stallmist allein zu düngen. Man muß mit der Stallmistdüngung auch eine sogenannte mineralische Düngung od. Kunstdüngung, wie sie gewöhnlich heißt, verbinden. Man gebe zu diesem Zwecke pro Hektar im Herbst 6—8 Meterzentner Kainit und ebensoviel Thomasmehl. Diese Düngemittel werden sich im Laufe des Winters gut auflösen und dann im Frühjahr den Pflanzenwurzeln bereits zugute kommen. Zu diesem Zwecke ist ein tüchtiges Abeggen der Wiesen vor dem Ausstreuen sehr angezeigt, ebenfalls das Ziehen von Abzugsgräben, falls die Wiese zu feucht sein sollte. Ist man aus irgend einem Grunde

Buntes Allerlei.

Seltzam.

Im Jahre 1877 wurde Kardinal Pecci, der damals noch Erzbischof von Perugia war, von Pius IX. nach Rom berufen, damit er hier in einem Konsistorium die Würde eines Kamerlengo erhalte. Während dessen Anwesenheit in Rom wurde von der Statue der Mutter Gottes in der Domkirche zu Perugia die goldene Krone und das Szepter gestohlen. Pius IX. ließ nun schleunigst einen neuen solchen Schmuck anfertigen und übersandte denselben an den Kardinal nach Perugia. Scherzend bemerkte er dann zu seiner Umgebung: „Ich habe schon Krone und Szepter dem Kardinal Pecci übergeben.“ Nicht lange nachher starb Pius IX. und sein Scherzwort bewahrheitete sich.

Die rasche Beförderung.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen war kein großer Freund von Zeremonien und Etiketten, worüber sich am meisten die Oberhofmeisterin v. Boß ärgerte. Einst bemerkte die Dame aus Anlaß einer großen Gratulationsaufahrt, die Auffahrt müsse geschehen in einem der ersten Staatswagen mit einem Gespann von acht reich angeschirrten Pferden, zwei Kutschern und drei Leibjägern in Gala. „Gut“, sprach der König, „so ordnen Sie es nur an“. Als die glänzende Equipage aber vorgefahren war, hob er die Frau Oberhofmeisterin mit sanftem Zwange hinein, schlug den Schlag zu und befahl dem Kutscher: „Fort!“ Dann nahm er mit der Königin schleunigst in seinem dahinter haltenden einfachen Zweispänner Platz und fuhr, selbst die Pferde lenkend, zum Gaudium der versammelten Menge hinter der prächtigen Staatskassette her.

Boshaft.

Im Hause des Ehepaars M. geht es sehr oft recht stürmisch zu, nach außen aber suchen die Leute den Schein des Friedens zu wahren. „Mein Mann.“ erzählte die Frau bei einer öffentlichen Unterhaltung, „meint, daß wir uns in Öl malen lassen wollen.“ — „Am besten bei einem Schlachtenmaler,“ zischelte hinter ihrem Rücken eine gute Freundin.

Ein Auffscher.

Herr Armand kam abends mit noch einigen Herren im Gasthause zur „Post“ zusammen, wo sie die Tagesneuigkeiten besprachen. „Denken Sie nur,“ sagte er, „gestern war ich auf dem Krebsfang. Am Ufer griff ich in ein schlammiges Loch, in der Hoffnung, Krebse zu entdecken. Aber wer beschreibt meinen Schrecken, als ich herausziehe — eine blutige Menschenhand!“ — Ganz aufgeregt fragte Herr Weisler: „Sie haben doch natürlich gleich die polizeiliche Anzeige gemacht?“ — Armand: „I wo! Es war ja meine eigene Hand, die mir so ein Tier mit der Schere blutig gezwickt!“

Lob des Wassers.

Daß das Wasser in vielfacher Beziehung als Reinlichkeits- und Sanitätsmittel eine sehr große und bedeutende Rolle im Leben des Menschen spielt, ist eine allgemein bekannte Tatsache, wenn auch wohl die Minderzahl für diese Flüssigkeit als Genußmittel und Getränk besonders große Sympathie empfinden mag! Wie anders zu Mitte des 17. Jahrhunderts, wo es sich einer besonders großen Hochachtung erfreute, und ebenso wie das Obst als äußerst zuträglich galt. In diesem Sinne äußert sich z. B. auch ein Kalender vom Jahre 1656, welcher diese beiden empfehlenswerten Dinge durch folgenden, wohlgesetzten Reim zu preisen sucht:

„Nimm nebst Obst auch Wasser, kalt und rein,
So wirst du noch lange nicht gestorben
worden sehn!“

Naiv.

Ein Rekrut stand in tiefer Nacht, einsam Schildwache. Mittlerweile erschien auf hohem Turm ein Astronom mit einem langen Auszugs-Fernrohr. „Was der da wohl am Himmel anfangen wird mit seiner langen Flinte,“ dachte der Posten und war begierig, was da kommen wird, verhielt sich aber ganz ruhig. Plötzlich erschien in der Himmelsgegend, nach welcher der Astronom sein Rohr gerichtet hat, eine Sternschnuppe. „Bomben und Granaten!“ rief der Posten, und das Gewehr entfiel ihm vor Schreck, „er hat'n getroffen.“

Die Wette.

In einem heiteren Kreise hatte ein lustiger Kumpen die Wette eingegangen, daß er zwanzigmal hintereinander auf die nämliche Frage die nämliche Antwort bekommen werde. — So oft nun ein Bekannter weiter in dem Kreise ankam, fragte ihn der Spaßvogel: „Ei, wissen Sie auch, daß der Maier fort ist?“ — „Was für ein Maier?“ war jedesmal die Antwort; und somit hatte er die Wette gewonnen.

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: „Sie gestehen also zu, daß Sie den Ballen Leinwand beim Kaufmann Haberl gestohlen haben?“ — Dieb: „Ja.“ — Richter: „Sie waren bei der Firma als Hausknecht angestellt?“ — Dieb: „Ja.“ — Richter (zum Protokollführer): „Schreiben Sie: Ich war Hausknecht bei der Firma Haberl . . .“ — Dieb: „Sö a? Schau, schau! Und i hab' Ihna die ganze Zeit net g'seg'n.“

Schwäbische Gemütlichkeit.

In einer Garnisonsstadt des schönen Schwabenlandes erschien vor einiger Zeit eine Bauersfrau in der Kaserne und verlangte den Oberst zu sprechen. Dieser fragte die Frau nach ihrem Begehren. — „Wo ischt denn mei Michele?“ fragte die Frau. — „Was wollen Sie denn von Ihrem Michele?“ erwiderte der Oberst.

im Herbst oder im Vorwinter zur Düngung mit künstlichen Düngemitteln nicht gekommen, dann kann man auch im Frühjahr die Düngung durchführen. Doch nehme man da statt Kainit das 40 prozentige Kalisalz, von dem 2—3 Meter-Zentner pro Hektar hinreichen, statt des Thomasmehles nehme man in diesem Falle Superphosphat. Kalisalz und Superphosphat sind nämlich leichter löslich und es ist daher auch die Wirkung eine entsprechend schnellere, was bei der Frühjahrsdüngung in Betracht kommt. Eine alleinige Phosphorsäuredüngung wird nicht hinreichen. Der Landwirt kann heute nur bei Vollernten bestehen; seine Auslagen sind so große, daß er sich mit Mitterernten nicht begnügen kann. Die Wiesen und die Futterfelder sind übrigens die Mütter der Äcker. Besseres Futter gibt auch mehr und besseren Dünger, so daß bei guter Wiesenwirtschaft auch die Äcker besser zum Teil kommen.

Gemeinnütziges.

Marmorplatten, deren Verwendung man am meisten bei Möbeln der Schlaf- und Waschräume antrifft, werden naturgemäß sehr leicht beschmutzt und wenn dann nicht sofort eine peinliche Reinigung vorgenommen wird, dann setzen sich Flecken an, deren Entfernung weit schwieriger ist. In den meisten Fällen bedarf es dann einer mehrmaligen Auftragung eines Breies von Magnesia und Benzin.

Um Messing schwarz zu färben, bereitet man sich zunächst eine Lösung, daß man einer gesättigten Kupfervitriollösung eine solche von kohlensaurem Natron beimeugt, und zwar solange, bis der Niederschlag der sich anfangs zeigt, sich vollkommen gelöst hat. In diese Lösung taucht man dann das Messing und erhitzt es über einer Weingeistflamme oder über einem geeigneten Brenner. Es hat dies solange zu geschehen, bis das Messing eine dunkle Farbe angenommen hat. Ist dies geschehen, dann bürstet man das Messing sauber ab und taucht es zum Schlusse in guten matten Lack.

Um Fenstercheiben, Spiegel und sonstige Glascheiben zu reinigen, bedarf es nicht immer der althergebrachten Fensterleder und Wasser, ein einfaches Putzmittel angewandt, tut ganz dieselben Dienste. Man bereite sich eine Masse von calcinierter Magnesia und reinem Benzin, letzteres gebe man soweit zu, daß die Masse soviel Feuchtigkeit zeigt, um beim Pressen Tropfen zu verlieren. Auf ein kleines Bäschchen von Baumwolle bringe man dann von diesem Gemisch ein wenig, u. reibe damit die zu reinigenden Fenster- oder Glascheiben. Da das Benzin sich verflüchtigt, so ist es nötig, daß diese Masse in gut schließbaren Gefäßen aufbewahrt wird.

„Ja, der derf nimme Soldat bleibe.“ — „Aber wir sind ja auch Soldaten, liebe Frau, lassen Sie den Michele nur da“, sagte lächelnd der Oberst. — „Ja, Ihr Herrle hent guet Schwäze: Ihr hent nix g'lernt, aber mei Michele ist Schuster“, war die Antwort der Frau. — Ob ihr Michele vom Dienst befreit wurde, konnten wir leider nicht erfahren.

Rattengift.

Apotheker: „Was soll's Schloßbauer?“ — Bauer: „Sie leben noch, Herr Apotheker!“ — Apotheker: „Wer lebt noch?“ — Bauer: „Die Ratten, das Gift hat nix geholfen!“ — Apotheker (ungeduldig): „Ei was, da habt Ihr nicht richtig aufgestellt, nicht so, wie ich Euch gesagt habe. Habt Ihr denn das Zeug auf frisches Brot gestrichen?“ — Bauer: „Ja!“ — Apotheker: „Mit einem Holzlöffel?“ — Bauer: „Ja!“ — Apotheker: (immer ungeduldiger): „Und dann vor die Löcher gelegt?“ — Bauer: „Ja!“ — Apotheker: „An einen trockenen Ort?“ — Bauer: „Ja!“ — Apotheker: „Und die Ratten haben es nicht gefressen?“ — Bauer: „Na!“ — Apotheker: „Nun, dann, dann taugen Eure Ratten nichts!“

Wie er es versteht.

Zum Hinterwinkelbauer kommt ein Herr aus der Stadt, welcher eine Sommerwohnung aufnehmen will. „Alles wär' recht hübsch“ — sagt er. „Aber wenn Sie die Schweine in der Stube herumlaufen lassen, kann ich die Wohnung doch nicht nehmen.“ — „Ja, warum darf i denn d' Säu net hereinlassen?“ fragt der Bauer. — „Weil — 's ungesund ist.“ — „Ja freili!“ schreit der Hinterwinkelbauer giftig. „Mein' Säu sind g'sünder wia Sö!“

Gleich morgen.

Schwiegermutter, als vom Reisen und von schönen Städten und Ländern gesprochen wird: „Am schönsten muß doch Neapel sein; das möcht' ich gerne einmal sehen! Sagt ja doch schon einer der größten Reisechriftsteller: „Neapel sehen und dann sterben!““ — Schwiegerjohn: „Morgen, gleich morgen fahren wir hin, liebe Schwiegermutter!“

Sehr geistig.

Junge Hausfrau: „Was wollen Sie jetzt machen, Zini?“ — Köchin: „Die Fische will ich abschlachten, gnädige Frau.“ — Junge Hausfrau: „Um Gottes willen, warten Sie doch, bis ich fort bin! Sie wissen ja, daß ich das Schreien nicht hören kann.“

Schlimm und nicht schlimm.

Es ist schlimm, wenn eine Rindsfrau sich nicht gern mit Kleinigkeiten abgibt; — wenn ein Dynamitfabrikant seine Ware verschleudert; — wenn ein Kanalarbeiter von der Luft leben muß; — wenn ein Redner nicht recht mit der Sprache heraus will; — wenn ein Theatermaschinist aus den Wolken fällt. — Es ist nicht schlimm, wenn ein Kammerzöfchen uns heimleuchtet; — wenn ein ehrlicher Finder uns etwas nachträgt; — wenn ein Delikatessenhändler gehörig aufschneidet;

— wenn man einen Bäckermeister um sein Brot bringt; — wenn ein Naturforscher Grillen fängt.

Zeitgeschichten.

— **Tollkühnheit.** Ein Ständchen in einem Löwenkäfig zu singen, muß als Tollkühnheit bezeichnet werden; und dies taten in Durlach bei Karlsruhe sechs Herren des Durlacher Quartettvereines in einem Löwenkäfig einer dort weilenden amerikanischen Wandermenagerie. Unerbittert betraten die Sänger den Zentraldressurkäfig, in den vorher eine Gruppe von Berberlöwen eingelassen worden war. Nach dem ersten Liede riefen die Sänger kräftig „Prosit“ und tranken eine auf dem Tisch stehende Flasche Mosel aus. Sie sangen dann noch eine zweite Strophe des Liedes und verließen unter großem Beifall unversehrt die Menagerie, nachdem zuvor eine Blicklichtaufnahme gemacht worden war.

Ein sonderbarer Traum.

Eine durchaus glaubwürdige Frau erzählt eine Tatsache, die wir hier wiedergeben: Die Mutter erzählt folgendes: Mein Sohn Heinrich mußte vor etwa 2 Jahren Geschäfte halber auf 14 Tage nach Italien reisen. Die Zeit der Rückkehr unseres Sohnes nahte heran. Den Tag seiner Ankunft hatte er uns bereits mitgeteilt. In der Nacht vorher hatte ich einen schweren Traum. Es war mir, als drohe unserem Sohne ein großes Unglück. Ich konnte nicht wieder einschlafen. Deshalb stand ich auf und betete lange Zeit. Die Unruhe wollte aber nicht von mir weichen, obwohl mein Mann und die anderen Kinder mir die Sorgen und Beängstigungen auszureden suchten. Im Laufe des Tages lasen wir in der „Kölnischen Volkszeitung“ von einem schrecklichen Eisenbahn-Unglück, das den Schnellzug München-Frankfurt in der Nähe von Augsburg getroffen hatte. Es waren bei dieser Katastrophe mehrere Reisende getötet und eine große Anzahl schwer verwundet. Fast zu gleicher Zeit erhielten wir eine Depesche von unserem Sohne, der uns meldete, er wäre in dem verunglückten Zuge gewesen, aber unverletzt geblieben. — Durch das andächtige Gebet der frommen Mutter war der Sohn sichtlich aus großer Gefahr errettet. Das Eisenbahn-Unglück war zu derselben Zeit geschehen, wo die Mutter durch den schweren Traum erschreckt wurde. Wahrlich, es gibt kein Spiel des Zufalls; Gott allein ist es, der die Schicksale der Menschen nach seiner Weisheit lenkt.

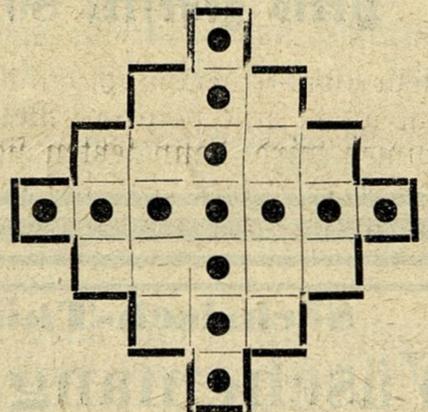
In Gottes Hand.

Vor einigen Jahren wurde ein gottesfürchtiger englischer Offizier in ein entferntes Land geschickt und schiffte sich deshalb mit seiner Familie ein. Raum aber waren sie einige Tage auf der See, als ein heftiger Sturm den Untergang droh-

te. Die allgemeine Angst und Verwirrung teilte sich auch der Gattin des Offiziers mit. Ja, sie machte ihrem gottesfürchtigen Manne sogar Vorwürfe wegen seiner Ruhe, nannte es Gleichgiltigkeit und Mangel an Liebe für sie und ihre Kinder. Er antwortete jedoch nur mit wenigen Worten, verließ die Kajüte und kehrte bald wieder mit gezogenem Degen in der Hand zurück. Mit finsternem Blicke setzte er seiner Gattin den Degen auf die Brust, die anfangs darüber erschrocken und zitterte; bald indessen mußte sie lachen, und gab nicht das geringste Zeichen des Schreckens mehr zu erkennen. — „Wie“, sagte der Mann, „kannst Du lachen, wenn Dir die Spitze eines Degens auf der Brust steht, hast Du denn gar keine Furcht?“ — „Wie soll ich Furcht haben“, war die Antwort, „da ich den Degen in der Hand dessen sehe, der mich liebt?“ — Nun aber, warum willst Du denn aber, daß ich mich vor dem Sturme fürchte, da ich ja weiß, daß er in der Hand meines himmlischen Vaters ist, der mich liebt?“

Rätsel-Aufgaben.

Diamanträsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a, c, d, e, e, e, g, h, h, k, k, l, m, m, n, n, n, n, n, n, o, r, ü, ü derart einzutragen, daß die einzelnen wagrechten Reihen folgendes ergeben:

- 1. Einen Buchstaben. — 2. Gebirgszug in Thüringen. — 3. Ein Gefäß. — 4. Bayrische Stadt. — 5. Geschenk der Erde. — 6. Waffe der alten Deutschen. — 7. Einen Buchstaben.

Die beiden Mittelreihen in wagrechter und in senkrechter Richtung bezeichnen das gleiche.

Tauschrätsel.

Bund, Elias, Reid, Feder, Aber, Ober, Kelle, Born, Alster, Wiese.

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Wörter sind mit andern Buchstaben derart zu vertauschen, daß man ebensoviele neue Wörter erhält, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Komponisten ergeben.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Aufgabe: 96 Stufen.

Rätselfrage: Schier dreißig Jahre bist du alt. Sinnrätsel: Verband.

Durch das Los erhielten Preise:

Franz Kwitek, Oberplan; Josef Sperlich, Wellnitz; K. Merker, Witleitz.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Theresia Grimmer, Katharinaberg; Marie Bergmann, Schiedel; Louise Schöbeck, M.-Schönberg. Aus Nr. 14: Louise Tuscher, Troppau; Peter Ruen, Grissian (Tirol).

Oesterreichischer Hauskalender 1911

für Stadt und Land.

Illustriertes Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung.

Redaktion und Verlag haben durch anerkannt reichen und vielseitigen Inhalt und beste technische Ausstattung ein Jahrbuch geschaffen, welches allen früheren Jahrgängen gleichkommt und wodurch der „Oesterreichische Hauskalender“ seinen guten Ruf als

beliebtester Volkskalender

bewahrt und erweitert.

Besonderer Wert wurde in diesem Jahre auf erstklassige Erzählungen und reichen Bilderschmuck gelegt, was auch dank der besonderen Mitarbeit hervorragender Kräfte vollständig gelungen ist.

Preis geheftet 80 Heller, gebunden 1 Krone. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.

Verlag Ambr. Opitz, Warnsdorf.

Sächsisch-Thüringische Wäschemangelindustrie

O. Fischer, Chemnitz i. S.

liefert **Wäschemangeln** neuester Konstruktion für jeden Bedarf unter kulantesten Beding. Zollvergütung.

Handelwissenschaftliche Kurse von **Friedr. Meiser**, Inhaber der über Europas Grenzen bekannten früheren Handels-Akademie Leipzig. Zwölf Dozenten. Prospekte gratis.

Schlesische Leinwand

1 St.	70 cm br.	20 m lg.	Gebirgsleinv.	K 6:30
1 "	75 "	" 20 "	Bauernleinv.	" 7:30
1 "	75 "	" 20 "	Kraftleinv.	" 8:50
1 "	72 "	" 20 "	Schles. Beinv.	" 11:20
1 "	75 "	" 23 "	Hausleinv.	" 11:50
1 "	75 "	" 23 "	Flachsleinv.	" 18:30
1 "	75 "	" 23 "	Bettzeug	" 11:40
1 "	78 "	" 15 "	Oxford	" 9:40
1 "	145 "	" 10 "	Bett-Tücher	" 10:40

Tafel, Bettgrabl, Tischtücher, Servietten, Handtücher und Taschentücher.

Bersand per Nachnahme bei **Johann Stephan, Freudenthal D., Oest.-Schlesien.**

„Christus

mit der

Dornenkrone“

Künstlerisch ausgeführtes Reliefbild aus mattem Glas,

sehr massiv, fast unzerbrechlich, ragt ca. 8 cm weit von der Fläche hervor; es ist somit ein Hochreliefbild, und hat den Vorzug, daß es durch bloßes Abwischen glänzend rein und unveränderlich erhalten werden kann.

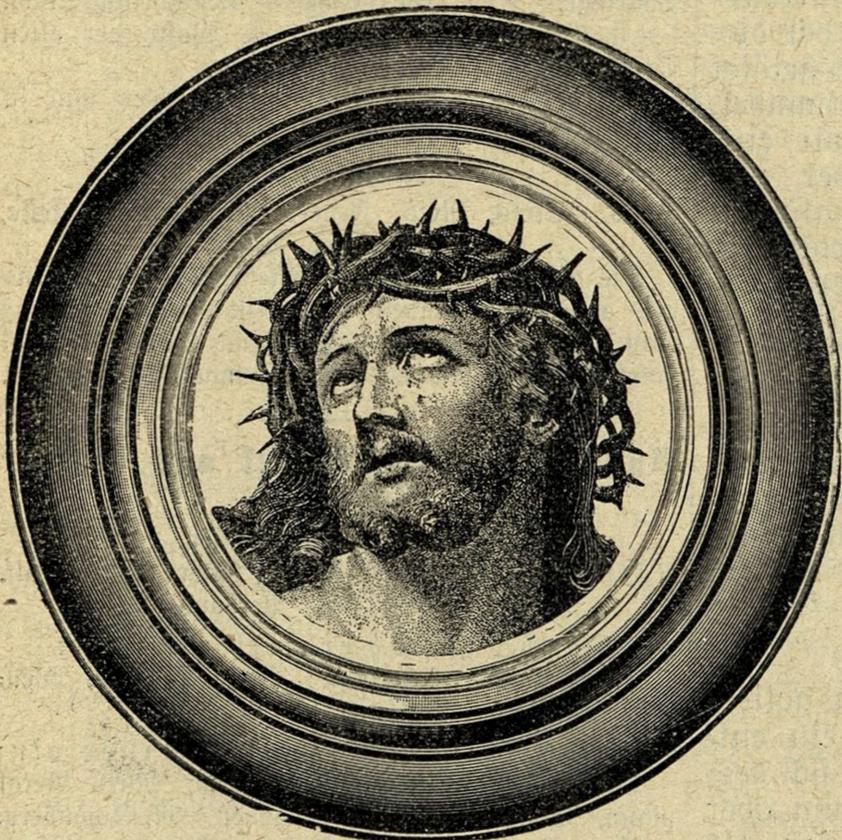
Preis per Stück K 6.—

per Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.

Bestellungen übernimmt

Eduard Burgstaller, Wien

XVII., Frauengasse 6.



Die Wettermäntel-Exportfirma

v. **Josef Beitzl in Schruns Vorarlberg**

liefert **Havelocks** und **Belorien** in verschiedenen Facons aus prima wasserdichten Tiroler Schafswolloden in Grolinger v. K 13.— aufw., je nach Größe und Ausführung; in Simalaita-Kamelhaar v. K 15.— aufw., je nach Größe und Ausführung. **Lodenmuster** nebst **Preisliste** und **Abbildungen** stehen gratis und franko zu Diensten.